

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis zur Regierung der Hohenzollern. (Bis 1415.)

Die preussische Monarchie hat ihren Ursprung in denselben Gauen gefunden, in welchen wir auch heute den Mittelpunkt und Königssitz derselben erblicken: die brandenburgische Mark ist ihre Wiege. Wir werden später sehen, warum es geschah und geschehen mußte, daß die Kurfürsten von Brandenburg, als sie sich zu königlichem Rang erhoben, den Königsnamen nicht von der alten Stammmark Brandenburg, sondern von dem neu erworbenen Herzogthum Preußen hernahmen: aber so gewaltig und herrlich jetzt der Ruhm dieses preussischen Namens erklingt, so stolz sich mit demselben die Bewohner aller alten und neuen Provinzen des Landes begrüßen, so weist uns doch die vaterländische Geschichte, wenn wir der Entstehung und Bildung des hohenzollernschen Reiches nachforschen, auf die Gegend zwischen der Elbe und der Oder zurück, auf die Marken, welche von der Havel und der Spree benetzt werden. Dort richteten erst die ballenstädtischen, dann die hohenzollernschen Fürsten mit Kraft und Weisheit eine bleibende Stätte ihrer Macht auf; von diesem Mittelpunkt aus wußten sie dann mit tapferem Arm und seltener Klugheit die Grenzen ihrer Herrschaft in stetem Fortschritt zu erweitern, bis zu der Ausdehnung, welche dem preussischen Staate heute eine so ehrenvolle Stellung unter den Mächten Europas sichert.

So ist denn die preussische Monarchie vor Allem eine Schöpfung ihrer Fürsten: den Hohenzollern ist es zu danken, daß dieselbe von einem unscheinbaren Anfange zu ihrer heutigen Größe und Macht gelangt ist. Das Land, welches dem Scepter dieser Fürsten gehorcht, war bis in die jüngste Zeit nicht, wie andere Staaten, wie Frankreich, Spanien, Großbritannien, ein geschlossenes, abgerundetes Gebiet, seine einzelnen Theile sind nicht etwa durch ihre Lage zusammengehörig und aneinander gewiesen, so daß sie schon deshalb auch eine gemeinschaftliche Geschichte haben müßten. Preußen umfaßt vielmehr eine Anzahl früher geschiedener Provinzen und Landschaften, die sich von der Memel bis über den Rhein bisher mitten zwischen fremden Ländern hin erstreckten, hier und da selbst durch andere Staaten von einander getrennt. Erst durch die neuesten ruhmreichen Erfolge hat der preussische Staat ein mehr zusammenhängendes abgerundetes Gebiet erhalten. Und doch bildeten auch seither schon alle jene äußerlich noch getrennten Provinzen innerlich ein fest ge-

gliedertes Ganzes, weil sie durch die hochstrebende und glückliche Thatkraft des hohenzollernschen Regentenhauses nach und nach erworben und durch ein Band innerer geistiger Einheit eng verbunden worden sind. Die preussische Geschichte kann deshalb nicht, wie etwa die Geschichte Frankreichs oder Spaniens, mit einer Schilderung der Zustände des Gesamtvaterlandes von den ältesten Zeiten an beginnen, weil es damals ein solches zusammengehöriges Land eben noch nicht gab; die Geschichte Preussens ist vielmehr gerade die Geschichte von der allmäligen Bildung und Erweiterung des von den hohenzollernschen Fürsten regierten Landes. Sie beginnt da, wo der Grundstein der Monarchie gelegt wurde, in der alten Mark Brandenburg.

1. Die Wenden und ihr Kampf gegen das Christenthum.

Die Germanen und die Wenden. Die älteste Geschichte des brandenburgischen Landes ist in tiefes Dunkel gehüllt. Während wir über die Stämme im übrigen Deutschland manche Kunde durch die Römer erhalten haben, welche sich auf ihren Kriegszügen in das Innere Deutschlands mit den Zuständen und Sitten des alten Germanenvolks bekannt machten, so erfahren wir von ihnen über die Völker zwischen der Elbe und der Ostsee wenig oder nichts. Die Kriegszüge und Eroberungen der römischen Legionen drangen in das spätere brandenburgische Gebiet nicht vor, und auch die östlich-benachbarten Länder wurden von den Römern nicht betreten.

Nur die Küsten der Ostsee lockten schon in der alten Zeit die Schiffe der handeltreibenden Völker herbei, welche den einst so berühmten Bernstein dort holten. Schon Jahrhunderte vor Christi Geburt segelten Kaufleute aus Phönizien und aus Massilia (Marseille) dahin, um jenes Erzeugniß des Meeres, welches zu den größten Kostbarkeiten gezählt wurde, zu gewinnen, und auch zu Lande wurde der Bernstein von der Küste der Ostsee, die Weichsel hinauf über Kalisch (Calisia) bis an das adriatische Meer gebracht; doch die Nachrichten über die Zustände Norddeutschlands, welche durch jene Handelsfahrten zu den Völkern des Alterthums gelangten, waren vermuthlich sehr dürftig, oberflächlich und unsicher, und sind für uns nicht aufbewahrt worden. Die römischen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt wissen kaum die Hauptstämme der Völker zu bezeichnen, welche damals zwischen der Elbe und Weichsel ihre Wohnsitze hatten. Sie nennen am Ausfluß der Weichsel Gothen, weiterhin an den Mündungen der Oder und Elbe Rugier und Burgunder, in der spätern Mark Brandenburg aber Semnonen, den Hauptstamm des großen Suevenbundes, und neben ihnen bis über die Elbe hinaus Longobarden.

Die große Völkerwanderung, welche seit dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt die Gestalt Europas veränderte, ließ auch jene nordöstlichen Gegenden Deutschlands nicht unberührt. Die meisten der hier ansässigen Stämme zogen gegen Süden: die Burgunder gründeten an der Grenze Galliens, die Longobarden in Italien neue, schnell aufblühende Reiche. In die verlassenen Gegenden diesseits der Elbe dagegen drangen andere Stämme herein. Slavische Völker kamen zuletzt vom Südosten über die Karpathen herüber; Wenden ließen sich an der Weichsel nieder und wurden sodann von an-

Völkern slavischen Stammes weiter nach Westen bis an die Saale und gedrängt. Bald war das ganze Gebiet der Elbe, Oder, Weichsel, sowie östliche Land weithin von Slaven eingenommen. An der Mittelelbe, von Saale bis zur Havel hin, wohnten die Sorben, in der jetzigen Niederitz die Lufizer; weiter nordöstlich an den Obermündungen die Leutizen, jetzigen Mecklenburg die Obotriten; am Sudetengebirge aber bis hin zu Karpathen die Belochroboten oder weißen Chroboten, welche das alte Kau zum Hauptsitz hatten; am rechten Weichselufer die Masuren, am n die Polen mit dem Hauptort Gnesen; zwischen den Mündungen der chsel und der Oder die Pommern, jenseits der Weichselmündung bis zum nen die Prusen oder Preußen, ein Mischvolk aus slavischen, deutschen lettischen Stämmen. Diejenigen unter diesen Völkern, welche von der itz bis zur unteren Elbe, in der heutigen Mark Brandenburg und längs der eeküste in Mecklenburg, Pommern und Preußen wohnten, die Sorben, Lu-, Leutizen und Obotriten, wurden auch unter dem gemeinsamen Namen nden befaßt und so werden auch wir sie meistens kurzweg bezeichnen. Alle e slavischen Stämme waren von starkem, gedrungenem, nicht sehr großem perbau, mit braungelber Haut, feurigem, dunklem Blick und braunem Haar.

Die wendischen Götter. Die Wenden waren so wenig, wie die Deut- a, an deren Stelle sie traten, zum Christenthum bekehrt, sondern noch in nischem Wahn befangen; sie glaubten, wie die übrigen Slaven, an einen östern Gott, den Schöpfer und Geber alles Guten, den weißen Gott, bog, Herrn aller übrigen Götter, welchen er die Leitung des Irdischen Einzelnen überließ; ihm gegenüber Zernebog, der schwarze Gott, der öpfer des Bösen in der Welt, wiederum mit seinen Untergöttern. Jener, gute Gott, war der Herr des Lichts, Zernebog dagegen der Gott der Fin- niß, vor welchem, als dem Quell alles Unheils, man sich mit Furcht und tern beugte. Die Untergötter wurden bei den einzelnen Völkerschaften unter hiedenen Namen verehrt; als die bedeutendsten unter ihnen kennen wir Gott des Donners Perun oder Perkuns, und den Gott des Glücks der Fruchtbarkeit, Swantewit, ferner Wodan, welcher in Walhalla ont und dort den im Kampfe Erschlagenen den Lohn ihrer Tapferkeit er- lt, den dreiköpfigen Gott Triglaw und den guten Gott Radegast, wel- n in Rhetra (in Mecklenburg) ein großer Tempel gewidmet war, das gte Heiligthum der Obotriten. Dort feierten sie im Frieden große Feste, t holten sie bei Kriegszügen die Feldzeichen ab, nach den Schlachten aber chten sie auf Radegast's Altären eine Anzahl Kriegsgefangener als Opfer e. Alle diese Götter wurden in rohen, unförmlichen Bildern dargestellt und e Verehrung geschah theils in heiligen Hainen, theils in Tempeln, mit nitzwerk und bunten Farben verziert, soweit es die geringe Kunstfertigkeit Wenden zuließ. Die Erstlingsfrüchte von Acker und Vieh, sowie ein Theil e Kriegsbeute wurden den Göttern dargebracht, fremde Kaufleute und beson- s Seefahrer mußten ihnen Zoll entrichten, und für die Drakel, welche die ester in ihrem Namen ertheilten, wurden reiche Geschenke gespendet. Die ester standen in hohem Ansehen; sie wurden als Weise und Seher betrach- ihre Bildung war jedoch nicht viel größer, als die des übrigen Volkes, e Schriftsprache selbst war ihnen völlig unbekannt.

Leben und Sitten der Wenden. Frühzeitig trieben die Wenden Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Große Strecken Landes, welche unter den Sueven unbenutzt gelegen hatten, wurden von ihren Nachfolgern urbar gemacht. Außer Weizen, Mohn, Hirse und Hanf zogen dieselben auch vielerlei Gartengewächse und selbst edlere Obstbäume. Auch die Bienenzucht war ihnen wohl bekannt, und aus dem Honig wurde ein beliebter Meth bereitet. Die Wenden waren in der Weberei geübt; die leinenen und die wollenen Stoffe zu den langen Kleidern, mit welchen sie sich nach morgenländischer Art kleideten, wurden bei ihnen selbst gefertigt. An den Küsten der Ostsee wurde besonders viel Fischfang getrieben. Theilweise übte man dort Seeräuberei gegen die Deutschen und Dänen, welche nach Rußland hin schon damals lebhaften Handel trieben. Vineta, auf der Insel Wollin, war in früherer Zeit schon ein Handelsplatz, wo sich Kaufleute aus allen Weltgegenden zusammenfanden, und von wo aus die Erzeugnisse fremden Kunstfleißes, Ringe, Armbänder, Glasperlen u. s. w. verbreitet wurden; die Wenden tauschten diese Luxusgegenstände gegen Bernstein und gegen ihre gewebten Stoffe ein.

Bei einem Volk, welches Ackerbau und selbst einzelne Kunstfertigkeiten übt, müssen wir erwarten, daß es sich auch mehr, als die alten Sueven, an feste Wohnsitze gewöhnt haben werde. In der That finden wir bei den Wenden frühzeitig sichere Wohnhäuser, aus Holz und Lehm gebaut und zu Dörfern und Flecken vereinigt, hier und da zu ihrem Schutz eine feste Burg (oder Gart) daneben. Bei einer solchen Burg bildeten sich dann gewöhnlich größerer Vereinigungen von Wohnhäusern, aus welchen Städte entstanden, die zum Theil von der schützenden Burg den Namen erhielten. Noch heute deutet Benennungen wie Stargardt u. a. auf diesen Ursprung hin.

In jedem Hause hatte der Familienvater unbeschränkte Herrschaft; sein Angehörigen waren seinem Willen unbedingt anheimgegeben, selbst über ihr Leben konnte er bestimmen. Es war gestattet, viele Frauen zu gleicher Zeit zu haben; sie waren aber nicht die Gefährtinnen des Mannes und hatten nicht die Rechte und die Würde, welche der Frau im christlichen Hausstande zukommt; sie waren wie Sklavinnen gehalten, erfuhren oft die härteste Behandlung und wurden bei des Mannes Tode mit ihm verbrannt, wenn sie es nicht vorzogen, sich selbst zu tödten. Da ein solches Loos der Frauen harrte, war es kein Wunder, daß die Mütter oft ihre neugeborenen Mädchen im Wald oder auf dem Wasser aussetzten, um sie lieber früh umkommen, als die Mühen des Lebens ertragen zu lassen. Während die Eltern über Leben und Tod ihrer Kinder verfügten, war es dagegen nicht selten, daß greise Männer von ihrer Söhnen den Tod als eine Wohlthat erbaten. Theils sahen sie es als einen Vortheil an, die Mühen und Schwächen des Greisenalters nicht ertragen zu dürfen, theils standen sie in dem Wahn, daß nur diejenigen, welche eines gewaltigen Todes gestorben, der Freuden des himmlischen Aufenthalts in Wallalla theilhaftig würden. Wenn sie daher nicht im Kriege sterben konnten, so erschien es ihnen als eine Gunst, wenn ihre Kinder oder Freunde ihnen das Leben nahmen; oft machten sie demselben mit eigener Hand durch das Schwert oder den Dolch ein Ende.

Die Wenden lebten einfach und nüchtern. Sie ehrten und übten wie die Deutschen die Tugend der Gastfreundschaft; jeder Fremde fand überall be-

reitwillige Aufnahme, man machte es sich zur Freude, ihm Alles zu bieten, was das Haus an Vorräthen barg. Wer gegen diese gastliche Sitte verstieß, lud den Fluch auf sein Haus und die Seinigen; bei einzelnen Stämmen wurden ungastliche Hütten sogar zerstört. Die Habseligkeiten des Hauses wurden nicht verborgen oder ängstlich verwahrt, weil die Furcht vor Diebstahl oder Raub Niemanden beunruhigte: die meisten gewannen an Früchten der Erde, was sie bedurften, und den Armen kam die allgemeine Gastlichkeit zu Hülfe. Der Einfachheit der wendischen Sitten entsprach es auch, daß Eide wenig vorkamen, vielmehr das Manneswort zur Bekräftigung der Wahrheit ausreichte.

Die Todten wurden feierlich verbrannt, ihre Asche in Urnen verwahrt und unter steinernen Wölbungen auf gemeinschaftlichen Begräbnißplätzen beigesetzt. Jährlich, wenn der Frühling herankam, feierte jede Gemeinde ein Gedächtnißfest für die im Laufe des Jahres Verstorbenen; um denselben Ruhe und Freude in Walhalla zu sichern, brachten ihre Verwandten und Freunde den Göttern Opfer dar.

Die Slaven kannten ursprünglich nur den Unterschied von Freien und Knechten, unter den Freien selbst gab es keine geschiedenen Stände, die Einzelnen galten mehr oder weniger je nach ihrem Reichthum, ihrer Tapferkeit und Weisheit. Jede Gemeinde wählte sich ein Oberhaupt, Pan oder Zupan genannt; über das ganze Volk herrschten ursprünglich Priesterfürsten, an deren Stelle traten aber zur Zeit des Vordringens der Slaven vom Osten her Kriegsfürsten, weil die unaufhörlichen Kämpfe eine kräftige Heldenleitung nöthig machten. Diese Kriegsfürsten führten den Namen Woywoden, ihre Macht war jedoch durch die Volksversammlungen, an welchen alle Freien Theil hatten, und durch den Einfluß der Priester sehr beschränkt. Die Letzteren hatten auch später noch keine anderen Oberherren, als die Priester. Sie beriethen an geheiligten Orten in allgemeiner Volksversammlung über ihre Angelegenheiten, wobei es oft sehr tobend und gewaltsam herging. Wer sich den dort gefassten Beschlüssen widersetzte, wurde von der Mehrheit durch Brand oder Raub bestraft.

Wenn es zum Kriege kommen sollte, wurden die Götter erst durch die Priester befragt, ebenso vor einem Friedensschluß. Alle freien Männer in kräftigem Alter zogen mit in den Krieg, jede Gemeinde unter ihrem Zupan, mehrere Haufen zusammen unter einem Knesen; die heiligen Fahnen nebst den Bildern der Kriegsgötter wurden vorangetragen. Meistens kämpften die Wenden zu Fuß mit Pfeilen, Wurfscheulen, Schleudern und Streitärten zum Angriff, mit Schilden zur Vertheidigung; wenn sie verfolgt wurden, flüchteten sie hinter die Gräben und die Erd- und Holzwälle, mit welchen sie ihre Burgen und Flecken umgaben. In den vielen Kämpfen mit den Deutschen, welche wir nun zu erzählen haben werden, lernten sie viele von deren Kriegseinrichtungen kennen, nahmen von ihnen auch Harnische und Helme an, immer aber blieb ihre Kriegszucht ungeringelter, als die der Deutschen.

Kriege der Wenden mit den Deutschen. Schon früh mögen die Wendenstämme diesseits der Elbe mit ihren deutschen Nachbarn, den Sachsen, in viele blutige Fehden gerathen sein; aber bis zur Zeit Karl's des Großen haben wir über diese Kämpfe keine sicheren Nachrichten. Die erste Kunde, welche uns darüber zukommt, ist die von der Hülfe, welche Karl bei den Wen-

den gefunden, als er zur Unterwerfung der Sachsen ausgezogen war. Doch waren die Wendenstämme damals unter einander veruneinigt; während die Sorben und Obotriten dem großen Frankenkönig beistanden, hielten es andere Wendenstämme, besonders die Wilzen, mit den Sachsen.

Aus der Geschichte Deutschlands ist bekannt, mit welchem heiligen Eifer und mit welcher Ausdauer Karl der Große nicht nur die Unterwerfung der heidnischen Deutschen, sondern vor Allem ihre Bekehrung erstrebte. Die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens war das vorzüglichste Ziel seiner großartigen Thätigkeit, und wenn er nach der Weise seiner Zeit den heidnischen Völkern die Taufe und die christlichen Gebräuche mit Waffengewalt aufdrang, so ließ er es doch daneben nicht an den Mitteln innerer Bekehrung, an der Predigt des göttlichen Worts und an christlich bildender Einwirkung fehlen. Die Völker, welche zunächst durch das Schwert nur zu Namenchristen gemacht waren, wollte er allmählig auch zum wahren, inneren Glauben an das Evangelium führen.

Nach vielen harten Kämpfen war es dem großen Frankenkönig endlich gelungen, die Gözenaltäre im Sachsenlande umzustürzen und das Volk zur Annahme des christlichen Glaubens zu bekehren; aber er hielt die Begründung des Christenthums in Sachsen nicht für gesichert, wenn er nicht zugleich ihre wendischen Bundesgenossen, die Wilzen, gezüchtigt hätte. Deshalb brach er im Jahre 789 von Aachen auf und zog mit einer starken Schaar über die Elbe. Sächsische Hülfsstruppen folgten seinem Banner; auch Sorben und Obotriten stießen zu ihm und halfen bei der Unterjochung ihrer slavischen Stammgenossen. Die Wilzen scheinen keinen erheblichen Widerstand geleistet zu haben; sie gelobten Unterwerfung, Annahme des Christenthums und die Leistung eines Tributs. Bald darauf versuchten sie zwar mit Hülfe der Dänen sich von ihren Verpflichtungen zu befreien, aber der Frankenkönig zwang sie von Neuem, seine Oberhoheit anzuerkennen. Ihre Einrichtungen ließ er ihnen und drang selbst nicht auf die sofortige wirkliche Annahme des Christenthums. Um die Grenzen des Sachsenlandes vor ihnen zu schützen, setzte er längs derselben Markgrafen (Grenzgrafen) ein, welche größere Länderstriche, als andere Vasallen, mit der Verpflichtung erhielten, die Streifzüge der jenseitigen Völker abzuwehren. Zu leichterem Vertheidigung wurden Grenzvesten erbaut; als die ältesten derselben kennen wir Magdeburg, Jelle, Erfurt und Halle.

Der große Karl starb zu früh, um auch bei den Wenden, wie unter den Sachsen, die fränkische Herrschaft und die Geltung des Christenthums fest zu begründen; unter den traurigen Wirren, welche nach seinem Tode das von ihm gegründete Reich zerrütteten, konnten natürlich die slavischen Völker nicht im Gehorsam gehalten werden: während der Regierung Ludwig's des Frommen und der Bruderkämpfe seiner Söhne schüttelten die Wilzen vielmehr das ihnen auferlegte Joch ganz ab. Als nach dem Vertrage von Verdun (843) Deutschland ein besonderes Königreich geworden war, dauerte doch die Schwäche der Fürsten und der Unfrieden unter den deutschen Stämmen fort, und die wendischen Völker konnten unaufhörliche Raubzüge über die Elbe unternehmen. Die Wilzen waren es, die jetzt gerade als heftigste Feinde des Sachsenvolkes auftraten, welchem sie vorher treue Bundesgenossen gewesen; jetzt waren

sie von ihnen durch Glaubenshaß getrennt, indem die Sachsen allmählig den Christenglauben ernstlich angenommen hatten, die Wilzen aber an ihren alten Göttern festhielten. Sie vereinigten sich mit den anderen wendischen Völkern, den Sorben und Obotriten, und unter dem heiligen Banner von Rhetra zogen sie zu immer erneuerten Kämpfen gegen die Deutschen aus. Die früher gegen sie errichteten Grenzvesten wurden, wie es scheint, zerstört oder von den Sachsen selbst vernachlässigt, und das Sachsenland war den Raubzügen der Wenden wehrlos ausgefetzt.

Die Schwäche Deutschlands fand ihr Ende, als Heinrich I. (der sogenannte Vogelfsteller), ein Mann voll Kraft, Muth und Einsicht den deutschen Königsthron bestiegen hatte. Derselbe stellte den Frieden im Innern wieder her, und alsobald wandte er seinen Blick auch nach den nördlichen Marken an der Elbe, um die übermüthig gewordenen Wenden von Neuem zum Gehorsam zu bringen. Die Wehrburgen richtete er wieder auf und rückte dann über die Elbe in der Wenden Gebiet. An der Spitze derselben stand damals ein Fürst Namens Tugumir; sein Herrschersitz war des Landes Hauptveste Brannhbor (das heutige Brandenburg). Die Schaaren Tugumir's konnten dem gewaltigen Andrängen des deutschen Königs nicht widerstehen, sie zogen sich hinter die Mauern Brannhbors zurück, bis zu denen die Deutschen wegen der rings umher liegenden Sümpfe nicht leicht herannahen konnten. Da trat wider Erwarten ein frühzeitiger Frost ein und Heinrich's Truppen rückten über die gefrorenen Gewässer unter die Mauern der wendischen Veste, welche der kraftvollen Belagerung nicht lange Widerstand leistete. Brannhbor fiel in die Hände der Deutschen und mit der Veste sank der Muth der wendischen Völkerschaften: sie unterwarfen sich dem deutschen König und gelobten Gehorsam und Zinszahlung. Heinrich legte ihnen keine schweren Bedingungen auf, um sie durch Milde leichter zu gewinnen, aber zur Ueberwachung ihres Gehorsams und zur Abwehr neuer Angriffe stellte er die alten sächsischen Markgraffschaften, die Ostmark und die Nordmark, wieder her (925).

Otto I. (der Große), Heinrich's I. Sohn, setzte das begonnene Werk fort, wobei ihm sein vielbewährter Freund Graf Gero, dem er die Ostmark übergeben hatte, eifrig zur Seite stand. Nur mit Widerwillen trugen die Wenden die Herrschaft der Deutschen, sie erspäheten sorglich einen Augenblick, wo sie das verhaßte Joch abschütteln könnten. Am mächtigsten und zuversichtlichsten erhoben sie sich zur Zeit, als König Otto den letzten schweren Kampf gegen die Magyaren zu bestehen hatte; aber der deutsche Held kam bald als Sieger vom Süden daher, um selbst an dem Feldzug Theil zu nehmen, welchen Markgraf Gero bereits gegen die Wenden eröffnet hatte. Da sanken die Heiden der Muth und sie wollten über einen Frieden unterhandeln; Otto aber verlangte unbedingte Unterwerfung und erzwang dieselbe im blutigen Streit. Die Wenden und die Slaven weithin über die Oder und längs der Karpathen bis zum Bug beugten sich vor seinem kräftigen Arm. Um sie in Ruhe und Gehorsam zu halten, führten die Markgrafen an den Grenzen des Sachsenlandes ein kräftiges Regiment, am böhmischen Gebirge der Markgraf von Meissen, weiter hinab an der Elbe der Markgraf der Lausitz und an der untern Elbe, wo die Havel in dieselbe fließt, der Markgraf der Nordmark, oft auch Markgraf von Salzwedel genannt (928). Wir werden

im Verlaufe unserer Erzählung sehen, wie von dieser Nordmark aus eine kräftige Herrschaft sich erst über ganz Brandenburg, dann immer weiter bis zur Ostsee und an den Niemen, später nach Westen bis über den Rhein hin erstreckte, wie aus der alten sächsischen Nordmark der große preussische Staat erwuchs.

Die Befehrungsversuche. Mit Wassengewalt allein und mit weltlichen Einrichtungen war aber der starre Widerstand der wendischen Völker nicht zu bezwingen; sie mußten den Deutschen unverfönlliche Feinde bleiben, wenn es nicht gelang, sie allmählig zu dem Glauben der Deutschen zu befehren. Nur wenn sie mit dem Christenthum auch christliche Sitten und Gewohnheiten annahmen, konnte man hoffen, daß sie sich nach und nach williger den Deutschen anschließen würden. Vor Allem kam es also darauf an, die Wenden wirklich zum Christenthum zu befehren, welches ihnen bis dahin nur als ein Zwang hatte auferlegt werden sollen. Otto I. erkannte diese Nothwendigkeit, um wie er die Unterwerfung der Wenden mit mächtigem Eifer durchgeführt hatte, so ließ er es auch an keiner Anstrengung fehlen, um jene innere Umwandlung der unterjochten Heiden durch das Licht des Evangeliums zu bewirken. Zu diesem Zweck stiftete er an den Grenzen des wendischen Landes christliche Bisthümer, von denen aus das Werk der Befehrung geleitet werden sollte, besonders zu Zeitz, Merseburg, Oldenburg und Havelberg; diese Stiftungen, welchen meistens eine schützende Veste zur Seite stand, stattete er reichlich mit Gütern aus (950). Auch im Innern des wendischen Landes, zu Brandenburg, dem alten Brannibor, errichtete er ein Bisthum, welches dem Erlöser und dem heiligen Petrus gewidmet wurde. Die Thätigkeit, welche von diesen Bisthümern ausging, hatte zuerst freilich nur einen zweifelhaften und langsamen Erfolg, weil die Mönche, welche zur Befehrung der Heiden auszogen, bei großem Glaubenseifer und hingebender Begeisterung meistens nur geringe Weisheit und Einsicht bewährten. Sie traten unter die feindlich gestimmten Volkshäufen, ohne deren Sprache zu kennen, und verkündigten ihnen das Kreuz mit Worten, von welchen die Wenden nichts begriffen; die neuen Ceremonien, welche die christlichen Sendboten vollzogen, blieben den Heiden unverständlich, aus dem Auftreten derselben konnten sie nur Eines deutlich entnehmen, nämlich, daß die christlichen Priester die heidnischen Götter und Heiligthümer mit Verachtung und Hohn behandelten. Dadurch wurde denn oft nur Wuth, nicht christlicher Glauben, in den Heiden erweckt, und nicht selten mußten die gläubigen Sendboten ihren Eifer mit dem Leben büßen. Nur in einzelnen Fällen übte die augenscheinliche Begeisterung, mit welcher die Missionäre ihr Werk verrichteten und selbst den Tod um des Kreuzes willen über sich ergehen ließen, einen gewaltigen Eindruck auf die erstaunten Heiden: wenn sie auch die Worte des christlichen Befehrungspredigers nicht verstanden, so fühlten sie sich doch von stiller Ehrfurcht für den Gott ergriffen, welcher seinen Anhängern solche freudige Begeisterung und solchen aufopfernden Todesmuth zu geben vermochte. Auf diese Weise wurde manches Gemüth für den christlichen Glauben empfänglich gemacht, und wenn es gelang, etwa einen Mächtigen unter den Heiden zu befehren, so zog sein Beispiel bald viele Andere nach sich.

Unter Gero's Nachfolger in der Nordmark, dem Markgrafen Dietrich,

dessen Uebermuth und unbesonnenes hartes Wesen die Wenden von Neuem reizte, erhoben sich die Obotriten und Leutizen (um das Jahr 980) noch einmal zu einem gewaltigen Aufstand. Die weltlichen Machthaber und die christlichen Priester wurden verjagt oder ermordet, die christlichen Tempel zerstört oder von Neuem dem Götzendienste geweiht und jede Spur des neugepflanzten Christenthums zwischen Elbe und Oder wieder vernichtet. Zwar schlug Dietrich die Feinde von den Grenzen der Nordmark zurück, aber die Herrschaft der Deutschen unter den Wenden vermochte er nicht wieder herzustellen und das umgestürzte Kreuz nicht wieder aufzurichten. Kaiser Otto II. entsetzte ihn seines Markgrafenamtes, und als Büßender endete er im Kloster zu Magdeburg sein Leben.

Die folgenden Markgrafen versuchten es vergeblich, die frühere Obergewalt im Wendenlande wieder fest zu begründen; anderthalb Jahrhunderte hindurch erneuerte sich mit wechselndem Glück immer wieder der Kampf zwischen Deutschen und Wenden, zwischen Heidenthum und Christenthum. Fast nur dem Namen nach bestanden die Bisthümer zu Brandenburg und Havelberg; ihre Wirksamkeit war gelähmt, ihre Priester meistens zerstreut und schutzlos.

Da gewann es kurze Zeit den Anschein, als sollte das Werk der Bekehrung, welches die deutschen Fürsten und Bischöfe vergeblich betrieben, durch einen wendischen Fürsten selbst zu besserem Erfolge geleitet werden.

Gottschalk, der Sohn eines Obotritenfürsten Udo, hatte in dem Kloster Lüneburg seine Jugendbildung erhalten und hier das Christenthum kennen und achten gelernt. Auf die Nachricht aber, daß sein Vater von einem sächsischen Meuchelmörder erschlagen worden, eilte er, von Rachedurst erfüllt, nach der Heimath, sammelte ein Heer von Leutizen und zog gegen Herzog Bernhard von Sachsen, welchen er für den Anstifter des Mordes hielt. Aber er gerieth in Bernhard's Gefangenschaft und die Wenden mußten die Oberhoheit der Deutschen anerkennen. Bald schloß jedoch Bernhard mit dem gefangenen Gottschalk einen Freundschaftsbund und entließ ihn seiner Haft. Nachdem der junge Wendenfürst im Dienste des Dänenkönigs Kanut in Britannien, Norwegen und Schweden tapfer gekämpft hatte, führte ihn ein günstiges Geschick auf den Thron der Obotriten zurück, und er bildete nun den großartigen Entwurf, alle Wendenvölker zu einem einzigen Staat zu verbinden. Zu diesem Zweck und um den Wendenstaat dem benachbarten Deutschland an Bildung und geistiger Macht gleichzustellen, erkannte er als das beste Mittel die festere Begründung des Christenthums. Seine Pläne wurden durch einen blutigen Kampf begünstigt, welcher unter den wendischen Stämmen selbst ausbrach; er verband sich mit einem Theil derselben und besiegte ihre Widersacher, die Finen, wie die Andern aber mußten nun seine Oberhoheit anerkennen.

Jetzt machte er den Versuch, den christlichen Glauben, welcher bisher nur von Fremdlingen gepredigt und zum Theil mit Waffengewalt auferlegt worden war, durch friedliche Belehrung und Ueberredung zu verbreiten. Die zerstörten Kirchen stellte er wieder her und die Göztempel wandelte er in christliche Heiligtümer um. Große Unterstützung fand er beim Erzbischof Adalbert von Hamburg, welcher ihm zahlreiche Prediger des Evangeliums

zusandte. Das Bisthum Oldenburg wurde neu hergestellt, das zu Meckelburg (Mecklenburg) gegründet, und es schien, als sollte unter deutscher Oberhoheit (denn Gottschalk bekannte sich als deutscher Vasall) ein christlich-wendisches Reich entstehen. Aber der Haß der alten Gözeneiferer ließ auch dies Mal das Werk der Bekehrung nicht Bestand haben; nachdem schon der dritte Theil des ganzen Wendenvolks für das Christenthum gewonnen war, vereinigten sich die kühnsten unter den Wenden zu einem geheimen, furchtbaren Bunde für den alten Gözenglauben. Gottschalk hatte keine Ahnung von dem Unheil, welches ihm und seiner christlichen Schöpfung drohete: die Verschworenen überfielen und ermordeten ihn, als er in der Kirche zu Leuzen seine Andacht verrichtete, und mit ihm sank noch einmal das Christenthum in jenen Gegenden dahin, noch einmal trat der Gözendienst zwischen der Elbe und Oder seine längst bestrittene Herrschaft an. Bald aber sollte die Zeit erscheinen, wo einer kräftigen Hand die feste Begründung christlichen Glaubens und deutschen Wesens in jenen Marken vorbehalten war.

2. Albrecht der Bär (1134—1170). Sieg des Christenthums unter den Wenden.

Albrecht von Ballenstädt wird Markgraf der Nordmark. Kaiser Lothar übertrug im Jahre 1134 die Verwaltung der Nordmark dem Grafen Albrecht von Ballenstädt, welcher von seinen Zeitgenossen wegen seiner ritterlichen Kraft und Tapferkeit Albrecht der Bär genannt wurde. Er war es, der mit dem Schwert und mit seltener Weisheit das Ziel erreichte, welches so viele Vorgänger vergeblich erstrebt hatten, er stürzte für immer die heidnischen Tempel und legte den Grund zu dem mächtigen Reiche, welches sich von Brandenburg aus allmählig über Norddeutschland ausbreitete.

Die Grafen von Ballenstädt besaßen seit alter Zeit große Erb-güter in Sachsen und waren zugleich Herren der Grafschaft von Aschersleben, deren lateinischer Name Ascharia später in Ascania verstümmelt wurde, wovon die Ballenstädter auch den Namen *Ascanier* erhielten. Der letzte Graf von Ballenstädt vor Albrecht hatte diese Stammburg in ein Kloster verwandelt und seinen Sitz auf der Burg Anhalt genommen. Graf Albrecht, ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers, Kraft und Muth, hatte schon früh an den Kämpfen Theil genommen, welche Herzog Lothar von Sachsen gegen den Kaiser Heinrich V. führte, wofür ihm Lothar die lausitzische Ostmark anvertraut hatte. Als nun dieser, sein Freund, zum Kaiser gewählt worden (1125), hoffte Albrecht von ihm als noch glänzenderen Lohn das Herzogthum Sachsen zu erhalten, da Lothar als Kaiser nicht mehr selbst Herzog von Sachsen bleiben durfte. Der Kaiser aber gab das Herzogthum seinem eigenen Schwiegersohn, Heinrich dem Stolzen, welcher außerdem Baiern als Lehen besaß. Schon hierdurch fand sich Albrecht gekränkt, und als nun bald darauf auch die Nordmark, welche eben erledigt war, nicht ihm, sondern dem Grafen Udo von Fockleben gegeben wurde, da ergriff den bitter getäuschten Ballenstädter heftiger Zorn und er empörte sich gegen den Kaiser. Den gegen ihn abgesandten Grafen von Fockleben erschlug er im ritterlichen

Kampfe, aber des Kaisers größerer Macht konnte er auf die Länge nicht widerstehen. Er wurde besiegt, verlor nun auch die Ostmark, und es blieben ihm nur seine Ballenstädter Erbgüter übrig. Lothar aber, als er den stolzen Mann so gedemüthigt sah, erinnerte sich wieder seiner früheren treuen Dienste, und da die Nordmark bald darauf von Neuem erledigt war, berief er den tapfern Albrecht zur Verwaltung dieser wichtigen Markgrafschaft (1134). Der Kaiser sollte sich bald überzeugen, daß er eine gute Wahl getroffen, denn Albrecht zeigte den Wenden sogleich, daß sie es nun mit einem Fürsten voll Kühnheit und Kraft zu thun hatten. Als sie nach alter Weise Havelberg stürmten und in Sachsen einzufallen versuchten, schlug er sie nicht nur kräftig zurück, sondern rückte auch mit schnellem und glücklichem Erfolg in ihrem eigenen Gebiete vor. Er hätte die Siegesbahn sogleich weiter verfolgt, doch war seine Thätigkeit vorerst in Deutschland nöthig.

Kaiser Lothar war gestorben und Konrad (III.) von Hohenstaufen zum Kaiser gewählt worden. Ihm und seinem Hause standen als erbitterte Gegner die Welfen gegenüber, an ihrer Spitze der erwähnte Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen. Um ihre Macht zu brechen, nahm Kaiser Konrad dem stolzen Vasallen, welcher gegen des Reiches Herkommen zwei große Reichslehen besaß, das Herzogthum Sachsen ab und verlieh es Albrecht dem Bär. Aber Heinrich der Stolze setzte sich zur Wehr, und der Kampf, welchen er gegen Albrecht mit Kraft und Glück führte, wurde von seinem Sohn, Heinrich dem Löwen, mit noch größerer Tapferkeit fortgesetzt; vergeblich gewann Albrecht die Hülfe des Wendenfürsten Pribislaw, er wurde öfter besiegt, selbst seine Stammburg Anhalt fiel in des Feindes Hände, und er sah sich zuletzt aus allen seinen Besitzungen vertrieben (1140). Doch bald trat wieder eine günstigere Wendung seines Geschicks ein. Kaiser Konrad versöhnte sich mit dem bairischen Löwen und bei dem Friedensschluß auf dem Reichstag zu Frankfurt wurde auch Albrecht berücksichtigt. Zwar entsagte er allen Ansprüchen auf das Herzogthum Sachsen, dagegen wurde ihm die Nordmark zurückgegeben.

Die Markgrafschaft Brandenburg. Von nun an war auf die Kräftigung und Erweiterung dieser Mark sein stetes Augenmerk gerichtet, und er tröstete sich über den Verlust Sachsens um so leichter, als ihm schon die Hoffnung winkte, der Nordmark das wendische Land selbst hinzuzufügen. Pribislaw, sein wendischer Bundesgenosse, war gestorben: es wird erzählt, dieser Fürst habe in einem schriftlichen Testament den Ballenstädter Markgrafen zum Erben aller seiner Länder eingesetzt, doch läßt sich die Wahrheit dieser Angabe nicht begründen. Sicherer ist, daß Albrecht, heimlich unterstützt von Petrus, der Wittwe des Wendenfürsten, sich auf die Nachricht von dessen Tode schleunigst nach Brandenburg begab und einen Theil des Wendenlandes in seinen Besitz brachte (1142).

Zwar mochte sich seine Herrschaft nach Osten und Norden hin zunächst kaum über die Spree hinaus erstrecken, aber er war entschlossen und fühlte in sich die Kraft, die Grenzen des neu gewonnenen Landes zu erweitern. Von nun an nannte sich der Ballenstädter nicht mehr, wie bis dahin, Markgraf von Salzwedel, sondern Markgraf von Brandenburg, und während er als Graf in der Nordmark nur den obersten Befehl über das Heer und

die Besten gehabt hatte, wurde ihm vom Kaiser in seinen neuen Erwerbungen die volle Herzogsgewalt übertragen, dazu noch das Erzkämmereramt im deutschen Reich, wodurch er ganz in die Reihe der großen Reichsfürsten eintrat (1143). So war das brandenburgische Land die Grundlage neuer Macht und neuen Glanzes für ihn geworden und er fühlte, daß es nur von ihm abhinge, durch Erweiterung und Befestigung seines neuen Besitzes eine noch glänzendere Zukunft für sich und seine Nachfolger zu begründen. Sein ganzes Bestreben war von jetzt auf die Unterwerfung der Länder bis an die Oder hin gerichtet, wozu ihm bald willkommene Hülfe geboten wurde. Als Kaiser Konrad im Jahre 1147 seinen Zug ins heilige Land unternahm, vereinigte sich Albrecht mit andern nordischen Fürsten, besonders mit Heinrich dem Löwen und dem König von Dänemark, so wie mit einer großen Anzahl geistlicher Fürsten, um seinerseits einen Kreuzzug in der Nähe auszuführen; sie beschloffen, dem Christenthum unter den Slaven eine größere Verbreitung zu verschaffen. Gleichzeitig führte zu diesem Zweck Heinrich der Löwe ein Heer gegen die Obotriten, Albrecht der Bär ein anderes nach Pommern hinein; aber der Erfolg ihres Unternehmens scheiterte zum großen Theil an der Eifersucht der einzelnen Theilnehmer, welche mehr auf eigene Ehre und Bereicherung, als auf die Förderung des Christenthums bedacht waren. Zwar machten die Pommern nach zweijährigem Kampf Frieden, und versprachen dem Christenthum treu zu bleiben, dagegen wurden die Obotriten noch lange vergeblich bekämpft. Selbst in dem von Albrecht bereits eroberten Lande, in Brandenburg, mußte noch einmal das Schwert gezogen werden. Als er sich nämlich zur Vermählung des großen Hohenstaufenkaisers, Friedrich I., nach Würzburg begeben hatte, empörte sich Jago (oder Jaczo), ein Neffe des verstorbenen Pribislav, und riß einen großen Theil der Wenden mit sich fort. Es gelang ihnen sogar, sich der Beste Brandenburg zu bemächtigen, — aber Albrecht eilte im Sturm herbei, eroberte die Burg wieder und zerstreute das wendische Heer. Jago selbst mußte nach Pommern fliehen.

An Jago's Namen knüpft sich eine alte Sage von dem sogenannten Schildhorn, einer Anhöhe auf einem Vorsprung der Havel in der Nähe von Pichelsdorf bei Spandau. Die Sage erzählt: Als es zwischen den Christen und den heidnischen Wenden in jenen Gegenden zum Kampf gekommen, sei den Heiden beim Anblick des Kreuzes auf den feindlichen Fahnen plötzlich aller Muth gesunken. Jago, als er alle die Seinigen fliehen sah, wollte gleichfalls davon sprengen, aber dicht von den Feinden gefolgt, sah er seinen Weg durch die Havel versperrt. Da ruft er den Gott der Christen um Rettung an und gelobt, ihm zu dienen, wenn er den Feinden entrinne. Jenseits sieht er einen Vorsprung weit in den Fluß hineinreichen und muthig stürzt er sich mit dem Rosß und der schweren Rüstung in den Strom, um jenen Punkt zu erreichen. Wie durch ein Wunder trägt ihn das Pferd ans jenseitige Ufer; dort angekommen sinkt er voll Dank gegen den Christengott auf die Kniee und hängt seinen Schild an einem Baum auf zum Zeichen, daß er fortan nicht mehr gegen die Christen kämpfen wolle. Deshalb heißt der Ort das Schildhorn, und König Friedrich Wilhelm IV. hat dort vor mehreren Jahren eine Säule mit einem Schild, von einem Kreuz überragt, errichten lassen.

Albrecht der Bär führte in dem wieder eroberten Lande eine strenge

Herrschaft, und drang auf unbedingte Unterwerfung und auf Annahme des Christenthums. Er war aber überzeugt, daß er seiner Gewalt eine feste und dauernde Grundlage nur dadurch zu geben vermöchte, wenn er das unterworfenen Volk auch von innen heraus umzuwandeln versuchte. Was das Schwert begonnen hatte, das sollte die Weisheit seiner Regierung vollenden.

Vor Allem jedoch wollte er dem Höchsten, welcher ihm bis dahin Kraft zum Siege verliehen und von dessen Segen das fernere Gelingen seiner Pläne abhing, den schuldigen Dank in Demuth abstaten und weiteren Beistand von ihm erslehen. Nach dem Glauben jener Zeit waren Gebete, welche an den heiligen Stätten im gelobten Lande verrichtet wurden, besonders gottgefällig und wirksam; darum hatte der eben so fromme als tapfere Ballenstädter vor dem Beginn des letzten Kampfes das Gelübde gethan, nach dem Siege eine Wallfahrt zum heiligen Grabe auszuführen. Begleitet von seiner Gemahlin und von dem Bischof Ulrich von Halberstadt machte er sich jetzt auf, sein Gelübde zu erfüllen, und neugestärkt an Glaubenskraft und frommem Eifer kehrte er dann in die Heimath zurück, wo eine große Aufgabe seiner harzte.

Deutsche Colonisten in Brandenburg. Tempeler und Johanniter.
Das Land, das sein tapferer Arm den Wenden abgerungen hatte, lag größtentheils verwüstet und öde da: die langwierigen Kriege hatten unzählige Menschen dahin gerafft. Um neues, frisches Leben zurückzuführen, verpflanzte Albrecht zunächst viele seiner tapferen Kampfgenossen in das eroberte Land, und wies ihnen zum Dank für ihre kriegerische Arbeit den verlassenen Grund und Boden an, welcher bei fleißiger Bearbeitung dem Besitzer reichlichen Lohn tragen konnte. Die gemeinen Krieger erhielten kleinere Grundstücke gegen einen geringen jährlichen Zins, die Ritter aber, welche Albrecht's Fahnen gefolgt waren, sahen sich durch größere Ländereien belohnt. Sie setzten sich in den verlassenen Burgen fest, wofür sie sich dem Markgrafen zur ferneren Leistung ritterlicher Dienstpflicht verbindlich machten. Ganz wie die deutschen Adelligen wurde der alte wendische Adel behandelt, welchen Albrecht durch alle Mittel der Schonung und der Milde an sich heranzuziehen bemüht war. Es gelang ihm wirklich, in kurzer Zeit eine Vermischung der deutschen und wendischen Adelligen herbeizuführen; auch durch Heirath vereinigten sich jetzt beiderlei Familien, was im hohen Grade dazu beitrug, die Wenden allmählig ganz zu deutscher Sitte hinüberzuführen.

Um die Zahl fleißiger Colonisten zu vermehren, rief Albrecht unter vortheilhaften Bedingungen Deutsche aus allen Gegenden herbei. Ansiedler aus Norddeutschland eilten auf seinen Ruf nach der Mark, erhielten Ländereien gegen bestimmten Zins und Dienstpflicht und legten zahlreiche Dörfer an. Besonders vortheilhaft für den Aufschwung des Ackerbaus und aller Gewerthätigkeit war es, daß aus den Gegenden vom niederen Rhein, aus Holland, Seeland und Flamlant, wo seit langer Zeit schon alle Gewerbe mit besonderer Sorgfalt und Kunstfertigkeit gepflegt wurden, eine große Anzahl Ansiedler nach der brandenburgischen Mark herbeizog. In ihrer Heimath war theils schon Uebervölkerung eingetreten, theils hatten sie durch große Ueberschwemmungen sich ihrer Habe beraubt gesehen, und sie folgten daher freudig dem Rufe Albrecht's, welcher ihnen ergiebige Fluren und ein günstiges Gebiet für ihre kunstgeübte Thätigkeit anbieten konnte. Sie waren es, welche am meisten

dazu beitragen, die Blüthe der neuen Markgrafschaft zu befördern: sie trockneten Sümpfe aus, dämmten die Gewässer ein und übertrugen in ihre neue Heimath alle Zweige des Gewerbefleißes, durch welche ihr früheres Vaterland ausgezeichnet war. Um die Burgen der Ritter aber bildeten sich bald größere Ansiedelungen, aus welchen zahlreiche neue Städte emporblühten. Die Gewerthätigkeit, welche des Schutzes gegen räuberische Angriffe besonders bedurfte, gründete ihre Stätten am liebsten in der Nähe mächtiger Rittersitze. Die so entstandenen Gemeinden wurden dann zu größerer Sicherheit oft noch mit Mauern und Gräben umgeben, erhielten das Recht, Märkte abzuhalten, sowie andere Vorrechte und Freiheiten, welche zum städtischen Recht nach deutschem Brauch gehörten. Schon unter Albrecht's Herrschaft nahmen einzelne Städte einen raschen Aufschwung.

Wie Albrecht nichts versäumte, was in irgend einer Weise seinen neuen Besitz sichern und die Kräfte der neuen Ansiedelung erhöhen konnte, so war es auch seit seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande sein Plan gewesen, die Ritterorden der Templer und Johanniter, deren edle Thätigkeit für den Schutz und die Pflege der gläubigen Pilger er dort kennen gelernt hatte, in seine Markgrafschaft zu verpflanzen. Er betrachtete seine Aufgabe in dem bisherigen heidnischen Lande überhaupt der einer Kreuzfahrt ähnlich, und wünschte deshalb auch, die geistlichen Orden an seinem christlichen Werk zu theilhaben. Er bat die Ordensmeister, ihm zum Schutz der Landesgrenzen und zur Regelung der Krankenpflege eine Anzahl Ritterbrüder zu überlassen. Seine Bitte fand Gehör, und er wies den Johannitern die Kirche zu Werben, den Templern Müncheberg mit reichem Grundbesitz in der Umgegend an.

Albrecht's Ende. Albrecht's rastlose und kluge Bemühungen erreichten, was die Markgrafen der Nordmark und die Herzöge von Sachsen seit Jahrhunderten vergeblich erstrebt hatten. Er hat das Christenthum in Brandenburg unwiderruflich begründet und deutsche Sitte daselbst für immer heimisch gemacht. Nachdem der heidnische Götzendienst ein für allemal beseitigt und im Gefolge des christlichen Glaubens auch christliches Leben mehr und mehr eingezogen war, schwanden die wendischen Erinnerungen dahin und das Volk lebte sich bald ganz in das neue deutsche Wesen hinein. Das ist der große Ruhm des ballenstädt' Albrecht's, daß er nicht nur mit kühner Kriegsgewalt die Mark für Deutschland erobert, sondern sie auch von innen heraus ganz umgewandelt und zu einem wirklich deutschen Lande gemacht hat. Er ist der Schöpfer eines neuen Staates geworden und auf dem von ihm gelegten Grunde haben die hohenzollernschen Fürsten den gewaltigen Bau ausgeführt, unter dessen Schutz sich heute Millionen glücklich fühlen. Wohl durfte nach solcher Lebensarbeit der greise Fürst sich den ruhigen Rückblick auf sein bewegtes und prüfungsreiches Schicksal gönnen und im Frieden der Zurückgezogenheit seinen ruhmvollen Lauf beschließen. Sein ältester Sohn Otto hatte schon längst die Geschäfte der Regierung mit ihm getheilt; im Jahre 1168 übertrug er ihm dieselben gänzlich, nachdem er sein Hauserbe, die Grafschaft Anhalt und die übrigen ballenstädt' Besitzungen unter seine übrigen Söhne getheilt hatte. In Werken der Frömmigkeit brachte er seine letzten Jahre in Ballenstädt zu, und starb in hohem Alter (1170) eines sanften Todes.

3. Albrecht's Nachfolger aus dem Hause Ballenstädt. (1168—1320.)

Albrecht's Fürsorge für die brandenburgischen Lande wurde von seinen Nachfolgern in gleichem Sinne fortgesetzt, wodurch der Segen, welchen er über die Mark zu verbreiten gestrebt, ein dauernder und wahrhaft fruchtbringender wurde. Keinem unter den Ballenstädttern fehlte es an Kraft und Muth, um die eingeschlagene Ruhmesbahn zu verfolgen, sie alle waren darauf bedacht, die Grenzen des aufstrebenden Staates weiter auszudehnen, die Stellung der neuen brandenburgischen Fürstengewalt im deutschen Reiche zu befestigen, und gleichzeitig durch wohlthätige Einrichtungen das innere Gedeihen ihrer Länder zu fördern.

Otto I. (1168—1184). — Kriege gegen Dänemark. Unter Albrecht's des Bären erstem Nachfolger, seinem Sohne Otto I., wurde die Macht des ballenstädtischen Hauses durch den frühen Untergang des bairischen Löwen, des langjährigen Nebenbuhlers Albrecht's, befördert. Heinrich der Löwe, das Haupt der Welfen, war von dem hohenstaufischen Kaiser Friedrich I. mit Macht und Ehren ausgezeichnet worden, wie nie ein Fürst im deutschen Reich; als nun Friedrich nach Italien zog, um in dem großen Streit der deutschen Kaiser mit den Päpsten die Entscheidung herbeizuführen, rechnete er vor Allem auf die Hülfe jenes mächtigen Herzogs. Heinrich aber hielt in Ehrgeiz und Undank den Augenblick für günstig, um den Untergang der Hohenstaufen zu fördern und auf den Trümmern ihrer Macht die seines eigenen welfischen Hauses noch zu erhöhen. Er ließ seinen Kaiser ungeachtet der gegebenen Versprechen im Stich, und so geschah es, daß Friedrich in dem Kampf gegen den Papst und die lombardischen Städte erlag. Kaum war der Kaiser nun nach Deutschland zurückgekehrt, so zog er den übermüthigen Herzog zur Rechenenschaft, und alle Fürsten des Reichs, welche durch Heinrich's Stolz längst verletzt waren, sahen mit Freuden seinem Sturz entgegen. Vergeblich forderte ihn der Kaiser drei Mal vor das Fürstengericht; da er allen Befehlen trotzig Widerstand leistete, wurde er in die Acht erklärt, das Herzogthum Baiern dem Grafen Otto von Wittelsbach, Sachsen aber dem Grafen Bernhard von Anhalt, Bruder des Markgrafen Otto von Brandenburg, zugesprochen. Zwar nicht ohne Kampf ließ sich der Löwe aus seinem Besitz vertreiben; aber der vereinigten Macht der deutschen Fürsten vermochte er nicht zu widerstehen; der Kaiser selbst erschien an der Spitze des Reichsheeres und Heinrich bequemte sich nun, die kaiserliche Gnade anzusehen, damit ihm nicht Alles genommen würde. Auf den Knien bat er den Kaiser um Aufhebung des Bannes und um Rückgabe seiner Güter. Friedrich hob ihn, tief gerührt mit den Worten auf: „Du bist das eigene Werkzeug Deines Unglücks.“ (1181.) Seine Erbgüter allein wurden ihm gelassen; seine Nachkommen zu Herzögen von Braunschweig erhoben, sollten später dem großbritannischen Thron seine Fürsten geben.

Die brandenburgischen Markgrafen hatten zwar keinen unmittelbaren Ländergewinn bei der Theilung der bairisch-sächsischen Herzogthümer, aber ihre Stellung wurde seitdem eine unabhängigere. Bis dahin war der Markgraf von Brandenburg in Bezug auf das Land am linken Elbufer, welches zur

alten sächsischen Nordmark gehört hatte, noch in einer gewissen Abhängigkeit von Sachsen gewesen: das hörte nun auf, und die Markgrafen übten seitdem auch in jenen Landestheilen die volle Herzogsgewalt und waren nur noch dem Kaiser selbst zu Dienste verpflichtet.

Der aufblühende Staat erhielt jetzt auch eine Hauptstadt. Markgraf Otto I. berief die Vornehmen seines Landes zu Havelberg zusammen, um den Ort zu wählen, welches fortan den Mittelpunkt des allseitig aufstrebenden Volkslebens bilden sollte: man entschied sich für Brandenburg, wo die Markgrafen schon seit längerer Zeit ihren Wohnsitz am öftesten aufgeschlagen hatten.

Raum war in Heinrich dem Löwen der Nebenbuhler beseitigt, welcher von Sachsen aus die Fortschritte der brandenburgischen Macht beeinträchtigen konnte, so mußten die Markgrafen nach einer anderen Seite hin ihre sorgenvolle Aufmerksamkeit und ihre kriegerischen Anstrengungen richten. Vom Norden her, von Dänemark, wo eine Reihe krieglustiger Fürsten hinter einander regierte, wurde das Schwert der ballenstädtischen Markgrafen wiederholt herausgefordert. Die Dänen machten Ansprüche auf die Länder an der Ostsee, besonders auf Pommern und auf das slavische Land jenseits der Oder. Die pommerschen Herzöge vermochten ihnen nicht kräftig genug zu widerstehen; um nun Pommern nicht dem deutschen Reich entreißen zu lassen, übertrug Kaiser Friedrich I. dem Markgrafen von Brandenburg eine Art Lehns-hoheit über jenes Land. Hieraus entstanden für Brandenburg zunächst immer neue Fehden mit Dänemark, später aber fortwährende Streitigkeiten mit den Herzögen von Pommern selbst, bis nach Jahrhunderten die Vereinigung beider Länder erfolgte.

Otto II. (1184—1205.) — Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg. Otto's I. ältester Sohn, Otto II., erhielt gleich ihm den Ruhm der ballenstädtischen Tapferkeit aufrecht. Trotz seines kräftigen Sinns und festen Muths aber mußte er sich in einem Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg unter der geistlichen Gewalt desselben demüthigen. Otto hatte wie viele deutsche Fürsten unter dem Kaiser Heinrich VI. einen Kreuzzug gelobt, vermochte aber sein Versprechen nicht zu erfüllen, weil die Dänen gerade damals die brandenburgische Macht hart bedrängten. Der Erzbischof von Magdeburg, schon früher gegen den Markgrafen gereizt, benutzte gern eine Gelegenheit, um ihn die Macht seines geistlichen Ansehens fühlen zu lassen. Nachdem er ihn wiederholt, aber vergebens zum Kreuzzug aufgefordert hatte, belegte er ihn mit dem Bann. Anfangs spottete Otto darüber, aber bald mußte er besorgen, daß er den Kampf gegen die geistliche Macht schwer durchführen würde. Unter seinen Unterthanen fing die Treue zu wanken an; denn der neu gepflanzte christliche Glaube beugte sich noch in voller Ehrfurcht vor dem verdammenden Worte der Kirche. Eine Sage, welche die geistlichen Schriftsteller jener Zeit berichten, giebt einen Beweis, welche Anschauungen von den Wirkungen des geistlichen Fluchs im Volke verbreitet waren. Der Markgraf, so heißt es, habe einst beim Mahle über des Erzbischofs Bann gespottet und übermüthig ausgerufen: „Nach dem Sprüchwort nimmt von Einem, der im Bann ist, selbst kein Hund ein Stück Fleisch. Laßt

uns des Sprüchworts Wahrheit erproben.“ So sprechend habe er seinem Hund einem leckeren Bissen hingeworfen; das Thier aber habe das Fleisch be-rochen und sei davon geschlichen, und selbst, nachdem man es drei Tage lang ohne andere Nahrung eingeschlossen, habe es des Markgrafen Gabe nicht berührt. — In einer Zeit, wo solche Sagen Glauben finden konnten, war es nicht zu verwundern, wenn der Markgraf sich durch den Fluch des Erzbischofs bald sehr gedrückt fühlte. Er fürchtete zumal noch stärkere Maßregeln Seitens des Papstes, und doch war ihm gerade damals die ganze Kraft seines Volks nöthig, um die wieder drohenden Kämpfe mit den Dänen zu bestehen. Er beschloß daher, den Erzbischof zu versöhnen, mußte sich jedoch zu diesem Zweck zu einem schweren Opfer bequemen. Er und sein Bruder Albrecht übergaben alle ihre Erbgüter (die anhaltischen Familiengüter) dem Erzbisthum Magdeburg zum Eigenthum, unter der Bedingung freilich, daß sie als *Lehensgüter* ihm und allen seinen Erben wieder übertragen würden. In der Domkirche zu Magdeburg vor dem Hochaltar fand in Gegenwart eines päpstlichen Bevollmächtigten und zahlreicher Ritter und Geistlichen die feierliche Uebergabe statt. An diese Schenkung knüpften sich langwierige und oft erneuerte Fehden zwischen den späteren Markgrafen und dem Erzstift Magdeburg, aber Otto erreichte seinen nächsten Zweck: er wurde vom Bann und vom Gelübde des Kreuzzugs befreit und konnte nun seine volle Kraft gegen die Dänen wenden, welchen er auch eine bedeutende Niederlage beibrachte.

Albrecht II. (1205—1220), welcher Otto II. folgte, zeichnete sich unter den heftigen Kämpfen, welche in Deutschland durch den Streit zweier Gegenkönige (Otto IV. und Philipp) erregt wurden, sowie in den Fehden gegen Dänemark durch Tapferkeit, in all seinem Thun aber zugleich durch besonnene Einsicht aus. Sein Bestreben war besonders darauf gerichtet, das Gebiet Brandenburgs nach der Meeresküste hin zu vergrößern. Um in diesem Unternehmen leichter vorschreiten zu können, versöhnte er sich mit dem Nachfolger des alten Erbfeindes seines Hauses, Heinrich's des Löwen, mit dem braunschweigischen Herzog Otto (als König von Deutschland Otto IV. genannt). In Begleitung seines Oheims, des alten Herzogs Bernhard von Sachsen, besuchte er den welfischen Fürsten in seiner Burg Braunschweig. Dort stand ein ehernes Löwenbild, welches Heinrich der Löwe mit aufgesperstem Rachen gen Osten hin gerichtet hatte, weil er dort in der Mark Brandenburg seinen Hauptfeind wußte. Der alte Bernhard aber sagte lächelnd zu dem ehernen Löwen: „Wie lange willst du noch nach Osten schauen? Jetzt ist es Zeit, mit deinem Angesicht den Norden zu schrecken.“ — Otto von Braunschweig faßte diese Hindeutung des neuen Freundes lebhaft auf und seitdem fand Brandenburg oft willige Hülfe bei den Nachkommen Heinrich's des Löwen in dem fortwährend erneuerten Kampfe mit Dänemark.

Johann I. und Otto III. (1220—1267). — Albrecht's Söhne Johann I. und Otto III. waren noch minderjährig, als ihnen die Herrschaft über die Markgraffschaft zufiel. Unter der Leitung ihrer klugen und entschlossenen Mutter, der Markgräfin Mathilde, erreichten sie das Alter der Großjährigkeit; der Weisheit der mütterlichen Leitung ist es zuzuschreiben, daß sie der Welt ein Beispiel rührender Eintracht, Liebe und Treue in der ge-

meinschaftlichen Regierung gaben. Wacker hielten sie zusammen in ihren zahlreichen Fehden und Kriegszügen, aller Ruhm und alle Trübsal waren ihnen gemeinschaftlich und nicht minder die Sorge für das innere Glück der ihnen anvertrauten Staaten. In kindlicher Liebe und Ehrfurcht hörten und befolgten sie auch später noch gern den weisen Rath ihrer Mutter Mathilde, die hochbeglückt war durch die schönen Früchte ihrer mütterlichen Sorgfalt. Wir können nicht alle die Thaten und Unternehmungen erzählen, welche das muthige und glückliche Fürstenpaar ausführte: selten konnte ihr Schwert lange ruhen, indem sie gegen die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, wie gegen die Markgrafen von Meissen ihren Besitz in ritterlichem Streite vertheidigen mußten, gleichzeitig aber nach Norden und Osten hin ihres Landes Grenzen mit großem Erfolge zu erweitern bemüht waren. In blutiger Fehde mit den pommerschen Herzögen erstritten sie die Anerkennung ihrer Lehns-hoheit über Pommern und die Abtretung der Uckermark, so wie des Landes Stargardt (1244). — Vor Allem aber war ihr Streben auf die Eroberung S l a v i e n s, des Landes jenseits der Oder gerichtet, in welchem sich die dänischen Könige lange vergeblich festzusetzen gesucht hatten. Dieses Land war noch wild und ungebaut, weithin von Wäldern, Wüsten und Morästen bedeckt, ein steter Schauplatz der Kämpfe zwischen den Polen und Pommern. Kurz vorher hatten die Templer dort in Soldin und bei Küstrin Niederlassungen begründet; nun rückten mit ansehnlicher Heeresmacht die beiden Fürsten von Brandenburg über die Oder, besiegten die Polen, nahmen einen großen Landstrich, die spätere Neumark in Besitz und gründeten sofort eine Reihe von Städten, wie Landsberg, Königsberg u. s. w. Auch auf friedlichem Wege gelang es ihnen, ihren Besitz zu vermehren: durch Kauf von den Herzögen von Schlesien brachten sie das Land Lebus an sich, wo sie Frankfurt an der Oder gründeten; durch Otto's Heirath mit der Tochter des böhmischen Königs Wenzel fielen ihnen ferner die Städte und Landschaften Baugen, Görlitz, Löbau und Lauban zu.

Auch die innere Wohlfahrt des Landes hatte der Weisheit der beiden Fürsten viel zu verdanken. Dem Aufblühen und dem Schutz der Städte widmeten sie die größte Sorgfalt, theils durch Privilegien, theils durch kräftige Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Sicherheit, des allgemeinen Landfriedens; unter ihnen begann erst eine recht gesegnete Entfaltung des Städtelebens, ein lebhafter Aufschwung von Handel und Gewerbe.

Nach einem thatenreichen Leben sahen sich die beiden Brüder am Abend ihrer Tage von zahlreichen Söhnen umgeben. Sie wünschten, nach ihrem Tode diese alle an der Regierung Theil nehmen zu lassen, voll Vertrauen, daß die schöne Eintracht, welche unter ihnen selbst geherrscht, auch unter ihren Nachkommen fortleben werde. Sie theilten daher das Land unter dieselben, jedoch nicht als verschiedene Fürstenthümer, sondern mit der Bedingung, daß die Regierung in Krieg und Frieden, in Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit für das ganze Land gemeinschaftlich bliebe und der älteste Sohn als Erzämmerer des Reichs das Haupt der Familie sein sollte.

Wie die beiden Brüder Johann und Otto im Leben sich nie getrennt hatten, so sollte sie auch der Tod fast gleichzeitig hinübernehmen: Johann starb 1266, Otto ein Jahr darauf.

Otto mit dem Pfeile (1267 — 1308). — Das Vertrauen, welches die beiden Fürsten in ihre Kinder gesetzt hatten, wurde nicht getäuscht; denn die feste Einigkeit, welche unter diesen herrschte, ließ die Gefahren nicht aufkommen, welche sonst in einem getheilten Reiche unvermeidlich sind. Vielmehr blieb das Streben der Markgrafen ein gemeinsames und war in vieler Beziehung von glücklichem Erfolge begleitet. Der bekannteste unter den Söhnen Johann's und Otto's ist der älteste **Otto IV.**, welcher auch die Erzämmerwürde erhielt und später **Otto mit dem Pfeile** genannt wurde. Auch er war durch Kriegsmuth und unternehmenden Geist ausgezeichnet, und wie auf dem Schlachtfelde, so glänzte er zugleich in den milderen Künsten des Friedens und erwarb sogar als Minnesänger hohen Ruhm. Auch seiner Frömmigkeit wegen ward er von den Zeitgenossen gelobt, doch hielt ihn dieselbe nicht ab, gegen die geistlichen Fürsten mit aller Kraft und Kühnheit aufzutreten. Der größte Theil seiner Regierungszeit war gerade durch die heftigsten Fehden mit dem Erzbisthum Magdeburg ausgefüllt, wobei ihn seine Brüder und Bettern treulich unterstützten.

Der nächste Anlaß dieser Fehden war sein Wunsch, einen seiner jüngeren Brüder, **Erich**, welcher schon Domherr zu Magdeburg war, zum Erzbischof gewählt zu sehen. Da ihm dies mißlang und statt **Erich's** Graf **Günther** von Schwalenberg gewählt wurde, zog er ohne Weiteres zum Kampfe gegen Magdeburg aus. Schon war er bis dicht vor die Stadt gerückt, und, auf den hohen Dom derselben hinweisend, rief er übermüthig aus: „Dort wollen wir bald unsere Rosse füttern;“ da holte der Erzbischof **Günther** das Banner des Schutzherrn von Magdeburg, des heiligen **Mauritius**, aus dem Dome, sammelte durch begeisterte Ansprache die Bürger der Stadt und viele Fürsten und Ritter um sich und zog muthig zum Vertheidigungskampfe hinaus. Der Markgraf **Otto** hatte vorzeitig gefrohlocht; denn seine Kriegsschaar wurde in die Flucht geschlagen und er selbst, obwohl ritterlich kämpfend, gerieth in die Gewalt der Feinde. Der Erzbischof, um seinen Stolz zu beugen, ließ ihn in einen engen Käfig von eichenen Bohlen sperren, in welchem er vor den Bürgern Magdeburgs ausgestellt und auf das Demüthigste behandelt wurde. Aus solcher tiefen Schmach errettete ihn seine treue Gemahlin, die Markgräfin **Hedwig**. Mit bitteren Thränen hatte sie **Otto's** Geschick beklagt und mit sorgender Liebe auf Mittel und Wege gedacht, ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen. Ein alter, braver Diener des fürstlichen Hauses, **Johann von Buch**, den **Otto** in einer Anwandlung von Heftigkeit wegen wohlgemeinter, aber lästiger Vorstellungen verstoßen hatte, wurde jetzt in der Stunde des Unglücks wieder der Gattin treuer und ergebener Rathgeber. Auf seinen Vorschlag verkaufte sie alle ihre Kostbarkeiten und eilte selbst nach Magdeburg, um von den geistlichen Herren die Freiheit ihres Gemahls zu erlangen und nöthigen Falls zu erkaufen. Um 4000 Mark Silber wurde derselbe wirklich freigegeben; da sie aber eine so große Summe nicht besaß, so verpfändete **Otto** sein Ehrenwort, das Geld binnen vier Wochen zu zahlen oder in seine Haft zurückzukehren. Beglückt eilte er mit der trefflichen **Hedwig** in sein Land zurück; aber noch lastete auf ihnen die schwere Sorge, wie sie das Geld herbeischaffen könnten. Da half noch einmal der alte **Johann von Buch**. Er führte den Markgrafen in die Kirche zu Stendal und wies ihn auf einen eisernen

Kasten hin, der dort in einer unscheinbaren Kammer stand. „Hierin werdet Ihr finden, was Ihr bedürft. Euer Vater vertraute mir diesen Schatz, um ihn seinen Söhnen zu übergeben, wenn sie in großer Noth keinen andern Rath mehr wüßten.“

Raum hatte Otto den Schatz von Gold- und Silbermünzen gehoben, so schwang er sich auf's Roß und brachte dem Erzbischof Günther sein Lösegeld. Als er es aufgezählt, fragte er: „Bin ich nun frei?“ und auf die bejahende Antwort rief er mit hohem Selbstbewußtsein: „Wohl denn, so nehmt noch die Lehre von mir, daß Ihr keinen Markgrafen zu schätzen wißt. Ihr hättet mich auf einen Streithengst setzen müssen mit aufgerichteter Lanze, und bis zur Spitze mit Gold und Silber bedeckt, dann wäre ich würdig geschätzt gewesen.“ Nach diesen Worten ritt er stolz von dannen, um bald den Kampf gegen das Erzstift zu erneuen.

In dem neuen Feldzug war er jedoch nicht glücklicher. Bei der Belagerung von Stralsund wurde er selbst von einem Pfeilschuß am Kopf getroffen. Die Spitze des Pfeils war mit Widerhaken versehen und konnte deshalb ohne Gefahr nicht herausgezogen werden: Otto trug daher das Geschöß über ein Jahr lang in der Stirn, wovon er den erwähnten Beinamen Otto mit dem Pfeile erhielt. Bei einer neuen Erzbischofswahl setzten es die Markgrafen endlich durch, daß Erich den geistlichen Stuhl bestieg, und so endeten für jetzt die langjährigen Streitigkeiten mit Magdeburg.

Doch ruheten die Waffen unter Otto IV. auch ferner nicht; gegen Mecklenburg, Pommern, Polen gab es immer neue Fehden zu bestehen. Größere Vortheile aber als die Kriegszüge brachten seinem Hause mehrere friedliche Erwerbungen. Er erkaufte von den Herzögen von Meissen und Thüringen die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen und die Niederlausitz und hinterließ daher auch seinerseits die brandenburgischen Staaten mit erweitertem Umfange.

Waldemar (1308—1319). — Als Otto IV. starb, war die Zahl der männlichen Erben der Ballenstädter sehr zusammengeschmolzen. Unter den drei noch übrigen Erben war Waldemar der ausgezeichnetste, und bald vereinigte er die ganze Macht der brandenburgischen Staaten in seiner Hand allein. So wurden vor dem Erlöschen der ballenstädtischen Herrschaft alle Landbestheile, welche durch die große Tapferkeit der anhaltinischen Markgrafen zusammengefügt worden, von Neuem unter einem einzigen Fürsten vereinigt. Waldemar, der letzte ballenstädtische Fürst, vereinigte nicht minder in seiner Person alle die großen Gaben, durch welche seine Vorfahren so Bedeutendes gewirkt hatten. Die ganze Tapferkeit und den unerschütterlichen Hellemuth, den ganzen hochstrebenden Geist und die erfindungsreiche Klugheit, die Weisheit des Rathes und die Kühnheit der Ausführung, welche Albrecht den Bären und seine Nachfolger zierten, finden wir in Waldemar wieder; zugleich freilich dieselbe Heftigkeit der Leidenschaft, wie bei einzelnen seiner Vorgänger und einen ungemessenen Ehrgeiz, welcher ihn hier und da zu tadelnswerthen Schritten hinriß.

Sein kühner Thatendurst verwickelte ihn während seiner ganzen Regierungszeit in unaufhörliche Kriege mit den Dänen. Den schwersten Kampf hatte er zu bestehen, als er der Stadt Stralsund gegen die Bedrückungen

des Fürsten Witlaw von Rügen Hülfe gewährte. Dieser fand am König von Dänemark einen Bundesgenossen, und beide gemeinschaftlich riefen die Fürsten rings herum zur Bekämpfung Waldemar's auf. In der That gelang es, einen furchtbaren Bund gegen den Markgrafen zusammenzubringen: die Könige von Schweden, Norwegen, Polen und selbst von Ungarn, die Herzöge von Mecklenburg und Lauenburg, die Grafen von Holstein und Schwerin nebst Waldemar's alten Feinden, dem Herzog von Meissen und dem Erzbischof von Magdeburg, vereinigten sich zu seinem Untergang. Wenn auch nicht alle diese Fürsten thätig am Kampfe Theil nahmen, so war doch die Zahl der Feinde so groß, daß nur ein Fürst von Waldemar's Heldenmuth und Klugheit ihnen die Spitze bieten konnte. Aber mit kühnem Entschluß kam er seinen Feinden zuvor und rückte eiligst in Mecklenburg ein. Als dann die ganze Heeresmacht der vereinigten Feinde gegen ihn anrückte, kam es zur Schlacht bei Gransee (1316), wo er zwar nicht Sieger blieb, aber doch seinen Kriegsrühm so tapfer bewährte, daß die Feinde ihre hochfahrenden Pläne aufgeben mußten. Einer der Fürsten nach dem andern trat vom Kampfe zurück, und in dem bald darauf in Templin geschlossenen Frieden (1317) behauptete Waldemar unversehrt das ganze Gebiet der bisher erworbenen und eroberten Länder. Der Ruhm seiner Tapferkeit aber erscholl jetzt herrlicher als je; seine früheren Feinde, selbst der König von Dänemark warben um sein Bündniß, und seine Unterthanen waren stolz auf den glorreichen Fürsten.

Wie auf dem Schlachtfelde, so zeigte er sich auch in der Regierung seiner Länder klug und kräftig und auf das Wohl derselben unablässig bedacht. Der hochstrebende Markgraf ging selbst mit dem Plane um, nach dem Tode Kaiser Heinrich's VII. die Kaiserkrone an sein Haus zu bringen. Das Mißlingen dieser seiner Absicht verschuldete zum Theil sein Gesandter Nicolaus von Buch, welcher auf dem Reichstage seinen Befehlen zuwider gehandelt hatte. Man erzählt nun, Waldemar habe schreckliche Rache an dem ungetreuen Diener genommen. Mit gefesselten Händen und Füßen habe er ihn im Gefängniß verhungern lassen, während vor seinem Angesicht die leckersten Speisen aufgestellt waren. Es ist schmerzlich, Waldemar's sonst so ruhmvolle Geschichte durch einen solchen Flecken verunziert zu sehen, und es gewährt eine Art Befriedigung, daß der häßliche Vorgang vielfach bezweifelt wird.

Waldemar starb im Jahre 1319, in noch kräftigem Alter. Bald nach ihm sank der letzte männliche Sprößling des brandenburgisch-ballenstädtischen Fürstenhauses ins Grab (1320).

4. Brandenburgs Zustand unter den Ballenstädtern.

Fast zweihundert Jahre hatte das Haus Albrecht des Bären die Herrschaft in der Markgrafschaft Brandenburg geführt, und während dieser Zeit immer größere Segnungen über das Land verbreitet: die Umwandlung, welche unter Albrecht begonnen, war seitdem unaufhörlich vorgeschritten, und nach dem Verlaufe des von uns erzählten Zeitraums ist das neue deutsche Leben schon in alle Verhältnisse eingedrungen, das Land ist von innen heraus ein anderes geworden.

Die Ausdehnung der brandenburgischen Markgrafschaft ging

beim Tode Waldemar's bereits weit über die Grenzen der ursprünglichen Mark hinaus. Vom böhmischen Gebirge an, wo die Markgrafen über die Lausitz herrschten, reichte ihr Arm bis in Pommern und in das heutige Mecklenburg hinein, und während im Westen die Grafschaften Wernigerode und das Stift Quedlinburg unter ihrer Hoheit standen, ging im Osten ihre Herrschaft bis an die Grenze Polens. Außer den eigentlich brandenburgischen Landen gehörte ihnen die Ober- und Nieder-Lausitz, ein großer Theil der Meißener Mark mit den Städten und Landschaften Dresden, Freiberg und Torgau, die Pfalz Sachsen mit vielen Städten, Burgen und Dörfern, die Mark Landsberg, die Städte und Landschaften Krossen, Sommerfeld, Sagan und ein bedeutender Theil von Hinterpommern.

In diesem ausgedehnten Gebiet waren die brandenburgischen Fürsten unabhängiger vom Kaiser und vom deutschen Reich, als die übrigen Reichsfürsten. Die deutschen Kaiser hatten in diesen größtentheils den Slaven entzerrenen Ländern den Fürsten von vornherein eine unbeschränktere Landeshoheit, als den sonstigen deutschen Herzögen und Fürsten gestattet, keine Abgabe floß aus den brandenburgischen Landen in die kaiserlichen Kassen, und während in den ursprünglich deutschen Ländern die Gerichtsbarkeit im Namen des Kaisers und mit der Formel „bei des Kaisers Bann“ geübt wurde, geschah dies in Brandenburg im Namen des Landesfürsten und „bei des Markgrafen Hulden“. Auch die Erblichkeit der Markgrafen von Brandenburg wurde niemals in Zweifel gezogen, obwohl sie das Land vom Kaiser zu Lehen hatten und Erzkämmerer des Reichs waren.

Die Markgrafen waren so die eigentlichen Herren des eroberten Grund und Bodens, sie waren ferner auch die unumschränkten Kriegsherren, und alle Freien waren ihnen kriegspflichtig. Als oberste Gerichtsherrn aber bestimmten sie die Art der Gerichtshaltung für Dörfer und Städte; ihre Hoheit übten sie durch Bögte aus, welche in Burgen oder Städten inmitten einer größern Landschaft (Bogtei) ihren Sitz erhielten.

Die Einkünfte der Fürsten bestanden theils in dem Ertrage ihrer Erbgrüter, theils in den Einnahmen von der Gerichtsbarkeit, theils in den sogenannten Regalien, d. h. den Bezügen von Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Zöllen, vom Münzrecht, ferner in den Zinsen von Aeckern und Städten. Diese Einnahmen reichten aber bald nicht hin, um die Kosten der fürstlichen Regierung und Hofhaltung zu bestreiten, besonders da die zahlreichen Kriege große Ausgaben verursachten und der Hofstaat der Fürsten, mit Marschällen, Mundschenken, Truchsessern, Kämmerern u. s. w. im Laufe der Zeit immer glänzender eingerichtet wurde. Um den Geldverlegenheiten abzuhelpen, verkauften die Fürsten daher nach und nach einzelne jener Gerechtsame und Regalien, und verminderten so ihre Einkünfte für die späteren Zeiten. Indem nun die Verlegenheiten hierdurch immer größer wurden, sahen sich die Markgrafen genöthigt, die Stände (Geistlichkeit, Adel und Städte) um außerordentliche Beisteuern zu bitten (daher Bede genannt), was besonders bei großen Kriegsfahrten, bei Gefangennehmung eines Fürsten, bei der Ausstattung der fürstlichen Töchter, bei Beschickung der deutschen Reichstage und in ähnlichen Fällen geschah. Als jedoch die Forderung solcher Beden sehr häufig wiederkehrte, schien es den Vasallen und Städten besser, eine bestimmte jährliche Abgabe

zu zahlen, worüber sie sich im Jahre 1280 mit dem Markgrafen einigten. Auch diese jährliche Bede aber verkaufte oder verschenkte der Fürst oft im voraus, und während hierdurch einzelne Rittergeschlechter an Besitz und Vermögen zunahmen, versanken die Markgrafen, besonders nach der Theilung des Landes, in eine peinliche Verarmung.

In der Bevölkerung des Landes waren Wenden und Deutsche überall gemischt, aber deutsche Sitte gewann mit der deutschen Herrschaft, dem deutschen Recht und dem christlichen Glauben durchweg die Oberhand. Die gemeinen Wenden wurden, wie bereits erwähnt, zu Leibeigenen gemacht und blieben an den Grund und Boden des Guts, auf welchem sie geboren waren, gefesselt. Sie waren ihren Gutsherren und außerdem noch den Landesherren zu einer Menge von Diensten und Zinsen verpflichtet.

Der erste Stamm der deutschen Bevölkerung für das eroberte Wendenland waren die Krieger gewesen, welche zur Bekämpfung des Heidenthums herbeigezogen waren. Sie blieben in dem Lande, welches sie erobern geholfen, und wurden von den Fürsten mit Landbesitz unter günstigen Bedingungen gestattet; zu ihnen gesellten sich dann die Ansiedler aus allen Gegenden Deutschlands, welche auf den Ruf von den Vortheilen dieser Niederlassung herbeiströmten. Ihnen wurde Grund und Boden in größerem oder geringerem Umfange gegen Erlegung eines bestimmten Zinses für jede Hufe erbeigentlich überlassen, was ein Vorzug gegen die Bauern in vielen anderen Gegenden war, die ihr Land nicht als erbliches Eigenthum besaßen und nicht frei darüber schalten konnten. Ein vorzügliches Augenmerk richteten die Fürsten, die geistlichen Herren und begüterten Ritter auf die Anlegung von Dörfern. Zu diesem Zweck wurde gewöhnlich einem freien Mann, welcher die Begründung unternehmen wollte, eine Anzahl Hufen Landes gegen ein Kaufgeld überlassen, und er trat dieselben zu kleineren Theilen wieder an Andere ab, unter der Bedingung jedoch, daß sie jährlichen Zins, so wie den Zehnten von den Feldfrüchten und dem Vieh entrichteten und die üblichen Dienste leisten mußten. Für sich selbst erhielt der Unternehmer eine Anzahl zinsfreier Hufen und zugleich das Amt eines Schultheiß in dem zu gründenden Dorfe mit dem Recht, Schatz zu halten, Mühlen anzulegen u. s. w. Der Schultheiß nahm den Zins von den Bauern ein und führte denselben an den Grundherrn ab. Wo das Land erst urbar gemacht werden mußte, so wurde auf eine Reihe von Jahren (Freijahre) kein Zins gefordert. Als nun eine Menge von deutschen Ansiedlern sich überall verbreitet hatten, und die Anlagen dieser freien Leute durch bessere Bebauung des Feldes reichlicheren Ertrag brachten, gaben viele Grundherren auch den slavischen Leibeigenen die Rechte und Freiheiten der deutschen Bauern, damit sie mit diesen auch in den Erfolgen freier und nuzbringender Thätigkeit wetteifern möchten. In kurzer Zeit gewann denn das vorher verwüstete und verödete Land eine ganz andere Gestalt; weite Strecken waren urbar gemacht, Sümpfe und Moore ausgetrocknet und überall erblüheten fruchtbare Landstriche, wo vorher Wildniß und Bede gewesen war.

Der Adel, welcher unter Albrecht dem Bären gekämpft hatte, erhielt, wie oben erwähnt, für die geleisteten Dienste zinsfreie Hufen von dem eroberten Lande; dagegen blieb er mit seinem Gefolge dem Markgrafen zum

Kriegsdienst verpflichtet, und mußte, wenn dieser zum Kampf auszog, mit drei oder vier Kriegsknechten zu ihm stoßen. Bürgerlichen Erwerb durften die Ritter nicht treiben, weil dies als ihrer nicht würdig galt. Für besonders große Dienste erhielten sie von dem Fürsten größere Ackergebiete nebst dem von den Bauern in ganzen Dörfern zu entrichtenden Zins; hierdurch wurden sie selbst die eigentlichen Grundherren derselben, wie dies später bei den meisten sogenannten Rittergütern der Fall war. Nicht selten verkaufte oder schenkte ihnen der Landesherr auch die Gerichtsbarkeit, und sie wurden so zugleich die erblichen Gerichtsherrn auf ihren Gütern. Hierdurch wuchs die Macht des Adels ungemein, wie nicht minder durch den Einfluß, welchen die Adelligen als Hofbeamte der Fürsten, wie als deren Burggrafen und Vögte gewannen. Trat nun für den Markgrafen noch der Fall großer Geldbebrängniß ein, wo er zu der Hülfe seiner Vasallen Zuflucht nehmen mußte, so benutzten dieselben eine solche Gelegenheit, um ihre Stellung und ihre Freiheiten noch zu erhöhen, und während sie selbst sich vom Fürsten immer unabhängiger zu stellen suchten, wurde dagegen ihre Macht über die Bauern und ihre Willfür gegen die Städte immer drückender.

Bei Anlegung der Städte ging es ähnlich zu, wie bei der Einrichtung von Dörfern. Gewöhnlich wurde auch hierbei die gesammte Anlage einem Einzigen übertragen, welcher dann die Erbvogtei über die Stadt erhielt und mit den von der Bürgerschaft gewählten Schöffen das Gericht bildete. Zuweilen überließ der Fürst der Stadt selbst die obere Gerichtsbarkeit. Für die Verwaltung des städtischen Vermögens, zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit, zur Beaufsichtigung der Gewerbe-Innungen und Zünfte wurden dann Rathmänner oder Rathsherren durch die Bürger gewählt und als erster unter denselben ein Raths- oder Bürgermeister. Der hauptsächlichste Vorzug der Städte war die Pflege des Handels und des gewerblichen Lebens: in dem Schutze der mit Mauern umgebenen und von einer Burg geschirmten Orte konnten die Gewerbe ohne Besorgniß vor räuberischer Gewaltthat sich frei entwickeln. Der größere Verkehr, dessen Mittelpunkt die Städte wurden, beförderte den schnellen Absatz der Erzeugnisse, besonders dienten die Märkte in den Städten als das beste Mittel zur Hebung der Gewerthätigkeit. Der Markt oder Ring bildete den Mittelpunkt einer jeden Stadt; dort wurde das Rathhaus errichtet und neben demselben die Kramläden, die Fleisch-, Schuh- und Brotbänke. Die Häuser am Markte wurden meist mit Säulenhallen oder Lauben versehen, damit die Leute an Markttagen oder auch wenn Gerichtstage im Freien gehalten wurden, Schutz gegen schlechtes Wetter fänden. — Mehrere Städte der brandenburgischen Herrschaft schlossen sich zeitig dem Hansabunde an, welchen die wichtigsten Handelsplätze Norddeutschlands seit dem dreizehnten Jahrhundert errichtet hatten, und an dessen Spitze Lübeck stand. Bis Nowgorod, London und Lissabon ging die Handelsthätigkeit der verbündeten Städte.

Schon frühzeitig theilten sich hier, wie überall, vorzüglich die Juden sehr lebhaft am Handel: sie genossen in Brandenburg besondern Schutz, wofür sie aber ein Schutzgeld entrichten mußten. Von allem sonstigen Verkehr mit den Christen ausgeschlossen und hier, wie anderwärts, mit Geringschätzung und oft mit Härte behandelt, suchten sie sich durch Erwerb von Reichthum dafür zu entschädigen, wozu ihnen vorzüglich der Wucher dienen mußte. Uebri-

gens gewährten ihnen die ballenstädtischen Markgrafen manche Rechte, welche sie anderswo nicht besaßen; sie durften selbst das Bürgerrecht in einzelnen Städten erwerben und Häuser besitzen, meist aber nur in einem abgegrenzten Stadttheil. Eigentliche Judenverfolgungen kamen unter den Ballenstädtlern nicht vor.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf den Zustand und den Einfluß des Christenthums und der Kirche in jener Periode. Es war die Zeit der höchsten Blüthe der geistlichen Gewalt, wo durch die Päpste von Gregor VII. bis Innocenz III. die weltliche Macht unter die Oberherrschaft des geistlichen Stuhls gebeugt werden sollte und zum Theil sich wirklich vor ihr beugen mußte. Mag auch bei diesem Streben der Päpste viel ungeistlicher Hochmuth und weltliche Herrschsucht eine Rolle gehabt haben, so darf doch nicht geläugnet werden, daß jene geistliche Obergewalt in vieler Beziehung eine Wohlthat für die Völker war; denn sie diente in den meisten Ländern der Willkür der Fürsten und der rohen Gewalt der Vornehmen zum heilsamen Zügel. Auch in den Ländern, deren Geschichte wir hier erzählen, war es zum Theil das Verdienst der Geistlichkeit, daß die Wenden, nachdem sie einmal zum Christenthum bekehrt worden, wenigstens nicht in schlimmere Verhältnisse kamen, als sie in der heidnischen Zeit gehabt hatten. Freilich hatte die Kirche in Brandenburg weniger Gelegenheit als sonst, ihren mildern Einfluß auf die Fürsten auszuüben, weil die Markgrafen selbst im Geiste christlicher Milde und Weisheit die Verhältnisse zu ordnen bemüht waren: wohl aber mögen in einzelnen Fällen die Geistlichen auch hier oft gewalthätiger Rohheit gewehrt haben. Im Allgemeinen gewann die Geistlichkeit in der Mark von vorn herein eine so bedeutende Gewalt nicht, wie in andern Ländern, weil die Markgrafen bei aller Frömmigkeit doch das Herrscheramt mit großer Kraft und Selbstständigkeit verwalteten; selbst als sie ihre Erbgüter von dem Erzbischof von Magdeburg zu Lehen genommen hatten, waren sie doch nicht im Geringsten geneigt, sich in ihren Rechten beeinträchtigen zu lassen. Dagegen förderten sie mit regem kirchlichem Sinn alle frommen Einrichtungen und Stiftungen, besonders die Gründung von Klöstern, welche sie mit reichem Grundbesitz ausstatteten. Gegen achtzig Klöster sollen den Ballenstädtlern ihren Ursprung verdankt haben. Dieselben wurden nicht nur Pflanzstätten christlichen Glaubens für die umliegenden Gegenden, sondern vornehmlich auch Asyle für die christliche Mildthätigkeit, für die Pflege der Armen, der Kranken, der Reisenden, und so kamen die Besitzhümer, womit man die Klöster ausstattete, dem Volke wieder zu Gute. Nicht minder wirkten die Klöster auf die Verbesserung des Landbaues, indem sie sich die Urbarmachung wüster Strecken zur Aufgabe stellten, besonders die in Wäldern und Wüsten errichteten Klöster in Pommern und in den Marken. Auch für die Pflege der Wissenschaft und der Volksbildung endlich waren die Klöster in der Mark nicht ganz unthätig, wiewohl sie hierin Bedeutendes nicht leisteten, weil die Mönche selbst zumeist nur eine geringe Bildung besaßen.

Auch Nonnenklöster gab es in den brandenburgischen Landen; sie sollten besonders den unverheiratheten Töchtern der Fürsten und Edeln als Zuflucht dienen und wurden gleichfalls mit großem Besitz ausgestattet. Die markgräflichen Töchter waren gewöhnlich ihre Aebtissinnen.

Die Geistlichkeit allein hielt damals Schulen, zunächst für die Ausbildung ihrer eigenen geistlichen Zöglinge, doch wurden auch andere junge Leute zugelassen. Bei den Hochstiften gab es sogenannte Domschulen unter einem Scholasticus. Es wurde da, wie in jener Zeit überall, in den unteren Schulen ein dreifacher Cursus (Trivium, woher der Name Trivialschulen), nämlich in Grammatik, Rhetorik, Logik, in den höheren Schulen ein vierfacher Cursus (Quadrivium), in Arithmetik, Astronomie, Geometrie und Musik getrieben. Außerdem gab es niedere Schulen, wo blos Lesen und Schreiben und etwas Latein gelehrt wurde, um die Kirchengebete verstehen zu lernen. Solche Anstalten wurden auch in manchen Städten nach Einholung der bischöflichen Erlaubniß errichtet. Auf den Dörfern dagegen herrschte überall die größte Unwissenheit, auch der Religionsunterricht war hier keine Quelle größerer Erleuchtung, weil sich die Geistlichen nach der kirchlichen Art jener Zeit, wo die Frömmigkeit größtentheils in äußerem Formenwesen bestand, darauf beschränkten, die kirchlichen Gebräuche und Ceremonien äußerlich einzuüben.

Im Allgemeinen gab der Zustand des brandenburgischen Landes beim Schluß der ballenstädtischen Fürstenreihe ein rühmliches Zeugniß für den trefflichen Geist und das edle Streben, womit Albrecht der Bär und seine Nachfolger das eroberte Land regiert hatten: leider sollte nach ihnen eine Zeit über Brandenburg kommen, wo mancher von ihnen gepflanzte Keim einer schönen Entwicklung wieder unterdrückt wurde, bis nach dem Ablauf dieser traurigen Zwischenperiode die hohenzollernschen Kurfürsten mit kräftiger Hand das Werk wieder aufnahmen, welches die ballenstädtischen Markgrafen so schön begonnen hatten.

5. Die bairerschen Markgrafen. (1324—1373.)

Ludwig von Baiern (1324—1351). Der Tod Waldemar's war für Brandenburg der Beginn einer trüben Zeit, einer Zeit des Verfalls und der Auflösung. Nur ein Sprößling des mächtigen markgräflichen Hauses war noch übrig, Heinrich der Jüngere von Landsberg, aber er war noch unmündig, und die neidischen Nachbarfürsten hielten daher den Augenblick für günstig, um über die Markgrafschaft als über eine unwertheidigte Beute herzufallen. Der Herzog Heinrich von Schlesien erneuerte seine Ansprüche auf Lebus und Frankfurt; die Wittve Waldemar's, Agnes, ließ sich in der Altmark, als ihrem zugesicherten Witthum, huldigen, und behielt diesen Besitz auch, nachdem sie sich bald darauf mit dem Herzog von Braunschweig wieder vermählt hatte; der Herzog von Glogau riß die Landschaften Sagan, Krossen, Züllichau u. a. an sich, in der Priegnitz und Uckermark kämpften die Herzöge von Mecklenburg und Pommern um die Herrschaft, Bratislav V. von Pommern-Wolgast nahm die brandenburgischen Besitzungen in Hinterpommern und zugleich einen Theil der Neumark in Besitz, wo er als Vormund des jungen Markgrafen anerkannt wurde, während von anderen Seiten der Herzog Rudolph von Sachsen, wie der Erzbischof von Magdeburg diese Vormundschaft gleichfalls beanspruchten.

Kaiser Ludwig der Baiern suchte diesem Unwesen ein Ende zu machen, indem er den jungen Heinrich für volljährig erklärte, aber wenige Monate

darauf (1320) starb dieser letzte Sprößling des ballenstädtischen Hauses, und nun stieg die allgemeine Verwirrung auf den höchsten Punkt.

Rudolph von Sachsen nahm als nächster Verwandter der bisherigen Markgrafen ihre Nachfolge in Anspruch, obwohl derjenigen Seitenlinie, welcher er angehörte, niemals eine Mitbelehnung über Brandenburg ertheilt worden war. Für die Behauptung seiner Ansprüche schienen ihm jedoch die Verhältnisse in Deutschland günstig, wo die beiden Gegenkaiser, Ludwig der Baiern und Friedrich von Oesterreich, im Streite lagen: in der That gelang es ihm, durch kühnes Auftreten und große Verheißungen einen Theil des brandenburgischen Landes zur Hulbigung zu bewegen. Nicht lange aber konnte er sich dieser angemessenen Herrschaft erfreuen; denn kaum war Ludwig der Baiern durch die Schlacht bei Mühlendorf (1322) zum unbezweifelten Besitz der höchsten Gewalt in Deutschland gelangt, so erklärte er auf dem Reichstage zu Nürnberg die Mark Brandenburg für ein eröffnetes Reichslehen und übertrug dasselbe mit Zustimmung der Fürsten seinem ältesten Sohne Ludwig. Auf diese Weise gedachte er vor Allem seine Hausmacht zu vermehren und sich eine kräftigere Stütze im Reiche zu verschaffen, weil er sich noch immer gegen die Eifersucht seiner österreichischen Widersacher nicht sicher hielt. Der neunjährige Herzog Ludwig von Baiern wurde denn mit der Mark Brandenburg, der Erzkämmererwürde und allen Ländern, Grafschaften und Herrschaften, die durch Waldemar's Tod erledigt waren, feierlich belehnt (1324). König Ludwig selbst übernahm die Vormundschaft über den jungen Markgrafen und ergriff mit kräftiger Hand die Verwaltung in dem unglücklichen Lande, in welchem seit Waldemar's Tode auf allen Seiten Unordnung und Willkür eingerissen war. Besonders hatten die Schrecken des Faustrechts, welches unter den Ballenstädtern in der Mark weit weniger, als in anderen Theilen Deutschlands gewaltet, jetzt auf entsetzliche Weise um sich gegriffen: kühne Raubritter belagerten die Landstraßen und erbaueten feste Burgen, von denen aus sie die Umgegend in Schrecken setzten. Vergeblich schlossen sich viele Städte und Ritter zusammen, sie vermochten diesem Unwesen nicht wirksam zu steuern.

Der neuen Regenten erste Sorge mußte es daher sein, Ordnung und Sicherheit in dem bedrängten Lande wiederherzustellen: in den Urkunden, welche der bayerische Fürst den Ständen zur Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten ausstellte, versprach er ihnen sofort „die Vesten zu brechen, die nach Waldemar's Tode im Lande erbauet waren.“ Zu größerer Sicherheit in dem neuen Besitz wurden mit dem Herzog von Braunschweig, dem Markgrafen von Meissen und dem König von Dänemark Familienverbindungen und Freundschaftsverträge geschlossen. Rudolph von Sachsen sah sich von seinen Anhängern bald verlassen, machte nun keine Anstrengungen weiter, den unrechtmäßigen Besitz zu behaupten und wurde später durch die Niederlausitz zufriedengestellt. Den Herzögen von Mecklenburg und Slogau und dem König von Böhmen mußte dagegen ein Theil der Länder überlassen werden, welche sie nach Waldemar's Tode an sich genommen hatten, und die Herzöge von Pommern weigerten sich gleichfalls, die Uckermark herauszugeben, und verbanden sich zu deren Behauptung mit dem König Wladislaus dem Kleinen

von Polen, welcher noch von einer anderen Seite zum Kampf gegen Ludwig aufgefordert wurde.

Papst Johann XXII. hatte nämlich den König Ludwig den Baiern in den Bann gethan, weil dieser sich geweigert hatte, erst die päpstliche Genehmigung für seine Würde als römischer König einzuholen. Da Ludwig des Bannes nicht achtete, so rief Johann den Polenkönig gegen Brandenburg auf und sprach die Unterthanen von dem Eide der Treue gegen den Markgrafen los. Wladislaus folgte gern seinem Ruf: er wollte an Brandenburg Rache nehmen für manchen Vortheil, welchen die ballenstädtischen Markgrafen in früheren Zeiten gegen Polen gewonnen hatten, und im Sommer 1325 brach er mit seinen rohen Kriegsschaaren in die Neumark ein. Vergeblich war der Widerstand, welchen die Städte Frankfurt, Lebus, Müncheberg und die Ritterschaft jener Gegenden zu leisten suchten, ihre Kriegsschaaren wurden von dem wilden Strom dahingerafft, welcher sich verheerend über das Land ringsum ergoß. Unter allen Greueln der Verwüstung, des Mords und der schändlichsten Frevelthaten drangen die blutigen Schaaren tief in die Mittelmark hinein bis vor Brandenburg. Ueberall steckten sie die Häuser und Hütten in Brand, verwüsteten und zerstörten die Kirchen und Klöster; an Greifen und Kindern, an Frauen und zarten Jungfrauen, an Mönchen und Nonnen übten sie ihre unmenschliche Wuth und Grausamkeit. Gegen zweihundert Dörfer wurden durch diese barbarischen Horden in Asche gelegt, über sechstausend Männer als Sklaven fortgeschleppt. Angesichts solcher Greuel ermannten sich endlich die Ritter und die Bürger von Frankfurt und Brandenburg, während gleichzeitig auch des Markgrafen Heeresmacht den Feinden wohlgewaffnet entgegenrückte; Wladislaus, besorgt, daß er sich auf die Länge im feindlichen Lande nicht würde halten können, ließ sich an dem blutigen Erfolge seines Raubzuges genügen und ging über die Oder in sein Land zurück, wo ihn bald vom Norden und vom Süden her feindliche Angriffe vollauf beschäftigten (1325).

Auch nach dem Abzuge der rohen Slavenhorden konnte Markgraf Ludwig noch nicht frei aufathmen; denn noch hatte er mit Pommern weitere Kämpfe zu bestehen, welche nicht zu seinem Vortheil endeten. Für 6000 Mark Silbers erhielt er zwar die Uckermark zurück, der Lehenshoheit über Pommern aber mußte er fürerst entsagen, und die Markgrafen erhielten nur die Anwartschaft auf Pommern für den Fall, daß die Herzöge aussterben sollten.

Margaretha Maultasch. Neue schwere Bedrängniß entstand für die Markgrafschaft Brandenburg, als sie mit in die Streitigkeiten verwickelt wurde, welche die Eifersucht des luxemburgischen Hauses gegen Kaiser Ludwig anfachte. Die Luxemburger, welche die böhmische Krone trugen, hatten früher auf Ludwig's Seite gegen Friedrich von Oesterreich gestanden, aber nach dessen Besiegung hatte Ludwig seine bisherigen Bundesgenossen dadurch verletzt, daß er die Markgrafschaft Brandenburg nicht dem (luxemburger) König Johann von Böhmen, welcher sich darauf Rechnung gemacht, sondern seinem unmündigen Sohne Ludwig übertragen hatte. Seitdem wuchs unablässig der Groll und die Feindschaft der Luxemburger gegen das baiersche Königshaus. Durch eine unbesonnene Handlung des Kaisers brach dieser Haß in Flammen aus.

Der König von Böhmen hatte für seinen Sohn Johann um die Hand der reichen Erbin von Kärnthen und Tyrol, Margaretha, erworben und dieselbe wirklich erlangt. Aber Margaretha, wegen ihres häßlichen, ungestalteten Mundes Margarethe Maultasch genannt, eine übermüthige, launische Frau, welche durch ihren Wandel großen Anstoß gab, lebte mit dem ihr unfreiwillig angetrauten Gemahl bald in Unfrieden. Sie hatte ihr Herz dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg zugewendet, welcher selbst so eben Wittwer geworden war, und ließ ihrem Mißvergnügen gegen Johann mit unweiblicher Festigkeit freien Lauf. Sie beschuldigte ihn liebloser Vernachlässigung und leidenschaftlicher Härte und verlangte, von ihm geschieden zu werden. Die Tyroler stellten sich auf Margarethens Seite und vertrieben Johann, dieser wurde jedoch durch seinen Bruder, den Markgrafen Karl von Mähren, nach Tyrol zurückgeführt und Margarethe auf einer Bergveste gefangen gesetzt. Da entwich sie heimlich aus dem Gewahrsam und eilte zum Kaiser, dessen Schutz zu ersuchen. Ludwig dem Vater war diese Gelegenheit willkommen, Tyrol durch die Vermählung der jungen Fürstin mit seinem Sohn, Ludwig von Brandenburg, an sein Haus zu bringen. Da er aber wegen seiner unaufhörlichen Streitigkeiten mit dem Papst nicht hoffen durfte, daß dieser die Ehe Margarethens mit Johann von Böhmen lösen würde, so beschloß er, aus eigener Machtvollkommenheit die Ehescheidung auszusprechen, obgleich dies gegen die seit Jahrhunderten von der Kirche ausgeübten Rechte verstieß. Ein von ihm niedergesetztes Gericht löste das Band zwischen Johann und Margarethe, und obwohl diese mit Markgraf Ludwig von Brandenburg überdies noch zu nahe verwandt war, um ihn nach den Kirchengesetzen heirathen zu dürfen, so setzte der Kaiser sich auch hierüber hinweg und ertheilte die Erlaubniß zu der Vermählung, welche im Jahre 1342 mit großem Glanz auf der Bergveste Tyrol vollzogen wurde. Der Kaiser ahnte nicht, welchen Sturm er hiermit gegen sich heraufbeschworen; denn Fürsten und Volk, welche bisher mit Liebe und Treue auf seiner Seite gestanden, wurden jetzt an ihm irre, die Fürsten, weil sie mit Besorgniß die große Erweiterung der kaiserlichen Hausmacht sahen, das Volk, weil Ludwig sich durch die Verletzung der kirchlichen Satzungen offenerer Ketzeri schuldig gemacht hatte. Die Bannstrahlen der Päpste, welche bis dahin keine Wirkung gegen ihn gehabt hatten, entfremdeten ihm nunmehr die allgemeine Liebe und Theilnahme. Die Luxemburger, durch sein Verfahren gegen Johann von Böhmen auf das Tiefste gekränkt und gereizt, setzten Alles daran, seinen Sturz herbeizuführen; besonders erwies sich zu diesem Zweck der kluge Markgraf Karl von Mähren überaus thätig. Ihm kam es zu statten, daß auf den päpstlichen Stuhl kurz vorher sein ehemaliger Lehrer C l e m e n s VI. erhoben war; dieser erneuerte durch eine Bulle den Bannfluch gegen den abtrünnigen Kaiser, erklärte die Ehe des brandenburgischen Markgrafen mit Margarethe Maultasch als gottlos für null und nichtig und entsetzte den Kaiser Ludwig aller seiner Würden. „Ludwig von Baiern sei ehrlos, hieß es in der Bulle, und ein Ehrloser könne keine Reichswürden tragen. Alle Anordnungen, die er in angemaßter Kaiserwürde getroffen, seien ungültig. Niemand dürfe ihm Gehör schenken, kein Anwalt ihn vertheidigen, kein Richter seine Klagen beachten. Der Fürsten Pflicht wäre es mit vereinter Macht den Verfluchten auszu-

rotten" — und nun folgten die fürchterlichsten Verwünschungen. Da gelang es den Bestrebungen Karl's von Mähren, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Sachsen und Böhmen zu Rense zu versammeln, um an die Stelle des vom Papste für abgesetzt erklärten Ludwig einen andern Kaiser zu erwählen, und die Wahl fiel, wie vorauszusehen war, auf Karl selbst, des Baiern heftigsten Widersacher. Der neue Gegenkaiser aus dem luxemburgischen Hause, Karl IV., hatte zunächst nicht leichtes Spiel gegen den Heldenmuth Ludwig's des Baiern und dessen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg. Zwar suchte er durch List und mit Hülfe päpstlicher Söldner Tyrol an sich zu reißen und schon belagerte er das feste Bergschloß Tyrol, wohin Margarethe Maultasch sich geflüchtet hatte; Ludwig von Brandenburg aber, der eben einen Zug nach Preußen unternommen hatte, kehrte von da schleunigst zurück, erschien mit seinen kampfesmuthigen Brandenburgern in Tyrol und verjagte den Luxemburger mit seinen Söldnern.

Kaiser Ludwig der Baier starb bald darauf (1347) ganz plötzlich auf der Jagd, nicht ohne daß der Verdacht laut wurde, er habe Gift von seinen Gegnern erhalten. Karl IV. wurde es nunmehr leicht, sich in seiner kaiserlichen Herrschaft zu befestigen. Er suchte sich mit allen Fürsten zu versöhnen, nur mit Markgraf Ludwig von Brandenburg kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr richtete Karl sein ganzes Bestreben darauf, dessen Herrschaft in Brandenburg selbst zu untergraben. Dem Herzog Rudolph von Sachsen, Ludwig's langjährigem Feinde, wollte er die Mark zu Lehen geben, aber mit Gewalt wagten sie Ludwig nicht anzugreifen, weil seine Macht ausgedehnt war und sein Schwert in großen Ehren stand. Was nun im offenen Kampfe nicht zu erreichen schien, das sollte durch List, mit Hülfe eines kühnen Gaukelspiels versucht werden.

Der falsche Waldemar. Seitdem der Markgraf Waldemar ins Grab gesunken war, hatte die Mark nur freudlose Tage gehabt: die Zerrüttung, welche in den ersten herrenlosen Zeiten das Land betroffen hatte, dauerte in ihren Folgen noch fort, weil der bairische Ludwig durch die Sorgen um seines Hauses Macht und Befestigung zu sehr in Anspruch genommen war, als daß er für das Wohl seines neuen Volkes hätte ausreichend sorgen können. Am schmerzlichsten empfanden dies die Brandenburger, seitdem die Kämpfe mit dem luxemburgischen Fürstenhause Ludwig immer dringender beschäftigten: unaufhörlich mußte er seinem kaiserlichen Vater zu Hülfe ziehen oder für die tyroler Mitgift der Margarethe die Waffen ergreifen. Um diese Kriegszüge auszuführen, mußten überdies in Brandenburg neue Zölle und Steuern aufgelegt werden, die um so schwerer zu erschwingen waren, da der Besitz und der Verkehr der Bürger durch die zunehmende Unsicherheit immer mehr beeinträchtigt wurde. Solche trübe Tage hätte das Volk vielleicht willig ertragen, wenn es den Fürsten selbst hätte lieben können, aber Ludwig hatte es nicht verstanden, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben: er war und blieb ihnen ein Fremdling. Wohl mußte man seine guten Eigenschaften, seinen hohen Muth und seine ritterliche Tapferkeit achten, aber es schien, als habe er kein Herz für sein Volk. Man sah ungern, daß er viele Fremdlinge aus Baiern in hohe Staatsämter einsetzte, welche zum Adel wie zum Volke

in kein gutes Verhältniß zu kommen wußten. Seit der Erwerbung Tyrols endlich begab sich Ludwig mit seiner neuen Gemahlin oft dorthin und wurde hierdurch seinem Volke vollends entfremdet. Die Heirath mit Margarethe Maultasch hatte überdies auch in der Mark die größte Mißbilligung gefunden, und als nun gar der fürchterliche Bannfluch des Papstes Clemens auch auf Ludwig und sein schwer heimgesuchtes Land fiel, da wuchs in den Herzen der Unterthanen der tiefe Mißmuth über die bairischen Herrscher und unwillkürlich wandte sich die Erinnerung zu den Zeiten zurück, wo der ballenstädter Waldemar das Land durch seine glorreiche Regierung beglückt hatte. Noch lebte sein Andenken, geliebt und geehrt, in Aller Herzen, und je finsterner die Tage der Gegenwart wurden, in desto strahlenderem Lichte erschien die Vergangenheit, wo noch Waldemar die Geschicke Brandenburgs geleitet hatte. Mit bitterer Wehmuth beklagte man es immer und immer wieder, daß er so früh, noch in voller Manneskraft, zu seinen Vätern dahingegangen war, und den Meisten mochte es oft ein willkommenes, liebes Traumbild sein, daß der verehrte Fürst wohl aus dem Grabe erstehen könne, um die gute alte Zeit zurückzuführen.

Siehe, da geht erst dunkel und insgeheim, dann immer lauter und lauter eine Sage durchs Land, Markgraf Waldemar sei wieder da, er sei gar nicht todt gewesen, sei jetzt von einer Pilgerfahrt heimgekehrt und werde nicht säumen, die Herrschaft wieder zu ergreifen. Es ist leicht zu ermessen, welchen tiefen und überwältigenden Eindruck diese Nachricht hervorbringen mußte, wie gern man dem Glauben an die Wahrheit der überraschenden Kunde die Herzen erschloß.

Markgraf Ludwig befand sich in Tyrol, da erschien im Frühjahr 1348 zu Wolmirstädt vor der Burg des Erzbischofs von Magdeburg ein alter, ergrauter Pilgersmann und bat um Einlaß, weil er dem Prälaten Wichtiges mitzutheilen habe. Die Diener wiesen ihn zurück, da der Erzbischof eben bei der Tafel saß. „Könnt ihr mich nicht zu eurem Herrn führen,“ sprach der Fremde, „so sagt ihm, ein alter Pilger wolle ihn sprechen, und bittet für mich um einen Becher Weines.“ Als ihm die Diener einen Becher von des Erzbischofs Tisch gebracht, that er einen kräftigen Zug daraus und ließ dann einen Siegelring mit fürstlichem Wappen hineinfallen, mit der Bitte, den Becher dem Erzbischof selbst zurückzugeben. Als dieser den Siegelring erblickte, rief er mit freudigem Staunen: „Das ist Markgraf Waldemar's Ring!“ und befahl sogleich, den Pilger hereinzuführen. Kaum hatte er dessen Angesicht gesehen, so sagte er, es sei kein Zweifel mehr, daß wirklich Waldemar vor ihm stehe, und wollte ihm fürstliche Ehre anthun. Aber der Fremdling lehnte dies ab, wiewohl er sich in der That als der Markgraf Waldemar bekannte. „Er habe, so erzählte er, wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Frau unerträgliche Gewissensbisse gefühlt, und um für sich und seine Gattin die Verzeihung des Himmels zu erflehen, sei er zu dem Entschluß gelangt, seine Tage als reuiger Pilger am heiligen Grabe in Gebet und Buße zu vollenden. Sein Tod vor 29 Jahren sei nur eine Täuschung gewesen und an seiner Statt die Leiche eines Andern begraben worden. Jetzt aber sei in Palästina die Kunde zu ihm gedrungen, daß sein geliebtes Land unter fremden, unrechtmäßiger Herrschern im Unglück seufze, und so habe er sich eilig aufgemacht, um sein

Erbe dem rechtmäßigen Nachfolger aus dem Hause Albrecht's des Bären, dem Herzog Rudolph von Sachsen wieder zuzuwenden.“ Der Erzbischof erwiederte, es müsse wohl Gottes Wille sein, daß er selbst die Regierung wieder übernehme, um sie erst bei seinem Tode seinem rechtmäßigen Erben zu überlassen.

Als bald rief der Erzbischof alle seine Geistlichen und Leute zusammen, damit auch sie den neuerstandenen Markgrafen wiedererkennen sollten, und schnell wurde die Kunde von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt getragen, und von allen Seiten strömten die Ritter, Bürger und Bauern herbei, um sich selbst von der Wiederkehr des geliebten Fürsten zu überzeugen. Sie alle vermeinten Waldemar's Antlitz und Gestalt, seine Gehehrden, seine Sprache und seine Eigenthümlichkeiten in dem Pilger wirklich wieder zu erkennen, und so genau wußte er über Alles, was Waldemar betraf, auch über die kleinsten Vorgänge und Beziehungen seines Privatlebens zu reden und Rechenschaft zu geben, daß alle Zweifel an seiner Rechtheit leicht beseitigt wurden. Natürlich beeilten sich vor Allen Ludwig's Feinde, den vermeintlichen Waldemar anzuerkennen: Herzog Rudolph von Sachsen und die übrigen Fürsten aus dem anhalt'schen Hause, sowie der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Mecklenburg und von Pommern waren bald verbunden, den Nebenbuhler des bairischen Markgrafen zu unterstützen. Von dem Hofe des Erzbischofs von Magdeburg aus erließ nun der angebliche Waldemar Aufforderungen an die Ritter des Landes und an das Volk in Städten und Dörfern, ihm, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn, von Neuem Gehorsam zu widmen. Den Städten stellte er dabei, um sich ihrer leichter zu versichern, große Freiheiten und Vortheile in Aussicht. Wie bei dem Erzbischof von Magdeburg fand er bei den Bischöfen von Havelberg und Lebus sofort bereitwillige Unterstützung, und die meisten Ritter und Städte, fielen ihm gleichfalls ohne Schwierigkeit zu. Den Markgrafen Ludwig forderte er auf, ihm sein Land, Leute und Fürstenthum gutwillig abzutreten, widrigenfalls er das Seine mit Gewalt zurücknehmen müßte, und da sich der Markgraf nicht willig zeigte, rückte er mit einem Heere, das jene verbündeten Fürsten eilig ausgerüstet, in die Mark Brandenburg ein. Die meisten Orte, besonders die Städte, nahmen ihn jubelnd auf, fast überall zogen ihm die Bürger mit Fahnen und Spiel, unter Glockengeläut huldigend entgegen, wofür er sich freilich durch Verleihung von Gnadenbriefen und Freiheitsurkunden dankbar erwies. In kurzer Zeit war fast die ganze Mark bis zur Oder hin von Ludwig abgefallen, nur drei Städte blieben ihm treu, Frankfurt, Spandau und Briezen (seitdem Treuenbriezen genannt). Die Lausitz aber und die Neumark ließen sich nicht mit fortreißen und auch manche Rittergeschlechter, sowie die Johanniter, bewahrten Ludwig ihren Eid.

Kaiser Karl IV. nahm seinerseits die Gelegenheit gern wahr, den Markgrafen Ludwig zu demüthigen; er erklärte sich unumwunden zu Gunsten des angeblichen Waldemar, nannte ihn seinen „lieben Schwager“ und eilte von Böhmen herbei, seine Sache auch mit Waffengewalt zu unterstützen. Ludwig hatte sich hinter die festen Mauern der treuen Stadt Frankfurt zurückgezogen, wohin Karl mit den Heerschaaren der verbündeten Fürsten ihm folgte. Um seinem Unternehmen allen Schein des Rechts zu verleihen, ließ der Kaiser

eine Art Untersuchung über Waldemar's Person anstellen. Die Herzöge von Sachsen und von Mecklenburg nebst einer Anzahl von Rittern wurden hiermit beauftragt: natürlich durften und wollten sie zu keinem andern Resultate kommen, als daß durch allerlei Zeugniß die Aechtheit des wiedererfahrenen Waldemar bewiesen sei. Hierauf belehnte ihn Karl feierlich mit der Mark zu Brandenburg und Landsberg und versprach ihm kräftigen Schutz. Dem Herzog Rudolph von Sachsen aber und seinen Verwandten wurde, worauf es bei dem ganzen Gaukelspiel ja vorzugsweise ankam, die Mitbelehnung und Erbfolge in der Mark für den Fall zugesprochen, daß Waldemar ohne männliche Erben sterben sollte. Ferner verstand sich der vermeintliche Waldemar ohne Weiteres zur Abtretung der Lausitz an Böhmen und überließ ebenso ohne Widerspruch große Striche Landes an seine angeblichen Freunde, die Fürsten von Magdeburg, Mecklenburg und Andere.

Erst nachdem dies Alles so festgestellt war, begann die Belagerung von Frankfurt, aber Ludwig's Schaaren im Verein mit den braven Bürgern der Stadt wiesen muthig alle Angriffe zurück. Zwar sahen sie sich in der Hoffnung getäuscht, daß der Pfalzgraf Rudolph von Baiern, welcher mit dem Grafen Günther von Schwarzburg zu ihrer Hülfe herbeieilte, ihnen Rettung bringen würde; derselbe gerieth durch zu tollkühnes Vordringen in Gefangenschaft. Aber so tapfer war die Vertheidigung der braven Frankfurter, daß Karl mit allen seinen Bundesgenossen zuletzt unverrichteter Sache abzog. Jetzt trat für Ludwig eine günstige Wendung der Verhältnisse ein, indem es seiner Partei im deutschen Reiche gelang, den Grafen Günther von Schwarzburg als Gegenkönig gegen Karl aufzustellen: dieser wurde um seine Stellung im Reich besorgt und daher zu Friedensunterhandlungen sehr geneigt. Er vertrat sich bald mit mehreren Anhängern Ludwig's, sogar mit dem Pfalzgraf Rudolph, wußte auch Günther von Schwarzburg, welchem es zur kräftigen Vertheidigung seiner Sache an Geld und Leuten fehlte, zu beseitigen, und es blieb ihm jetzt nur noch übrig, mit Markgraf Ludwig seinen Frieden zu machen. Dieser war hierzu gern bereit, wenn ihm der friedliche Besitz seines Landes zugesichert wurde, und so kam denn ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem Karl den Ludwig als Markgrafen von Brandenburg anerkannte, allen Ansprüchen auf Tyrol entsagte und sich verpflichtete, beim Papst die Bestätigung von Ludwig's Ehe und die Aufhebung des über ihn verhängten Kirchenbannes zu bewirken. Ludwig dagegen versprach, Karl als römischen König anzuerkennen und ihm die Reichskleinodien, welche er noch von seinem Vater her in Händen hatte, auszuliefern (1349).

Auf Waldemar hatte Karl bei seiner Ausöhnung mit Ludwig keine Rücksicht mehr genommen; der Kaiser war gewohnt, jedes Mal die Mittel zu wählen, welche ihn am leichtesten seine persönlichen Zwecke erreichen ließen, und wie er sich nicht gescheut hatte, das Erscheinen Waldemar's zu benutzen, um Ludwig in die Enge zu treiben, so machte es ihm auch keinen Skrupel, den von ihm feierlich anerkannten Waldemar eben so leicht wieder aufzuopfern, sobald dies seinem Vortheile mehr entsprach. Um seiner Treulosigkeit wiederum den Schein der Gerechtigkeit zu geben, versprach er eine nochmalige Untersuchung über Waldemar, welche natürlich jetzt bei der veränderten Stimmung der Richter nur gegen denselben ausfallen konnte. Er wurde vor des

Kaisers Gericht nach Nürnberg beschieden, wo aber weder er noch einer der Fürsten seiner Partei erschien. Dort bewies der Pfalzgraf bei Rhein, wie es in alten Urkunden heißt, „mit guter und wahrer Kundschaft, daß der, welcher sich Waldemar, Markgraf von Brandenburg nenne, daran lüge und des verstorbenen Markgrafen Konrad Sohn nicht sei.“ Darauf hin erkannte Karl den Waldemar für falsch, und sofort wurde den Rittern und Städten der Mark dieser Urtheilspruch kundgethan und ihnen befohlen, „sich nicht mehr an den Waldemar und seine Helfer zu kehren, sondern ohne Verzug und Widerrede sich an den Markgraf Ludwig, der mit Unrecht aus der Herrschaft geworfen, und an seine Brüder zu halten, ihnen zu schwören und Huldbigung und Gehorsam zu leisten, als ihren rechten Landesherrn.“

Ungeachtet dieses Befehls blieben noch gegen fünfzehn Städte dem Waldemar treu, so tief wurzelte bei ihnen der Glaube und die Anhänglichkeit an seine Person. Sie wandten sich vergeblich an den Kaiser, um eine andere Entscheidung zu erbitten, Karl IV. blieb bei seinen Befehlen und nach kurzer Gegenwehr machten nun die Herzöge von Mecklenburg, sowie der Erzbischof von Magdeburg, die noch zu Waldemar gehalten, Frieden mit Ludwig, und auch die Städte mußten sich eine nach der anderen dem Markgrafen unterwerfen, welcher ihnen, um sie leichter zum Gehorsam zurückzuführen, Sühnbrieife (Verzeihungsbrieife) erteilte und ihnen alle Milde angedeihen ließ.

In kurzer Zeit war Ludwig wieder im Besitz des größten Theils seines Landes (1351), aber er konnte keine Freude mehr an dieser Herrschaft haben; denn überall sah er den Boden mit dem vergossenen Bürgerblut getränkt, und die Trümmer der zerstörten Dörfer und Städte riefen ihm unaufhörlich die Erinnerung der jüngsten traurigen Kämpfe zurück. Das Land war zerrüttet, Handel und Gewerbe gelähmt, und Ludwig konnte es sich nicht verbergen, daß er zum Theil die Schuld dieser traurigen Zustände trage, weil er es nicht verstanden hatte, sich die Liebe des brandenburgischen Volkes zu gewinnen. So sehnte er sich denn selber fort aus diesen Gegenden und schloß mit seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, einen Vertrag, nach welchem sie ihm den Anspruch auf Oberbaiern für die Mark Brandenburg abtraten. Er verließ für immer dieses Land, wo seine Gegenwart weder ihm noch dem Volke Segen gebracht hatte.

Waldemar aber entließ zuletzt die wenigen Städte, welche noch an ihm hielten, ihres Eides und blieb seitdem in stiller Verborgenheit zu Dessau am Hofe der Fürsten von Anhalt. Diese erwiesen ihm bis zu seinem Tode fürstliche Ehre und ließen ihn dann auch in ihrer Fürstengruft beisetzen.

Das Dunkel, welches über dem plötzlichen Auftreten des Pilgers von Wolmirstädt schwebte, ist bis jetzt nicht aufgeheilt und dürfte kaum jemals aufgeklärt werden. Viele gelehrte Forscher haben sich mit seiner merkwürdigen Erscheinung beschäftigt, aber der Meinungskampf in Bezug auf die Aechtheit seiner Ansprüche ist niemals völlig geschlichtet worden. Noch immer giebt es manche Stimmen, welche sich für ihn als wirklichen Waldemar erklären, dagegen die gewichtigsten Zeugnisse in ihm nur einen Betrüger erblicken, welcher von den Feinden des Markgrafen Ludwig, nämlich vom Herzog Rudolph von Sachsen im Einverständniß mit dem Erzbischof von Magdeburg und mit dem Kaiser Karl IV. für ihre Zwecke benutzt wurde. Der „falsche Waldemar“

folll ein ehemaliger Knappe des Markgrafen Waldemar, ein Müller Jacob Rehbock gewesen sein, dessen Aehnlichkeit mit Waldemar in Gestalt und Aussehen den beabsichtigten Betrug sehr erleichterte, um so mehr, als er im langjährigen Dienste des Markgrafen auch dessen Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten in Gebärden und Sprache hatte beobachten können. Hieraus läßt sich der Erfolg des Gaukelspiels wohl erklären, besonders da sich so viele große weltliche und geistliche Herren verbunden hatten, um dem leichtgläubigen Volk die Aechtheit des auferstandenen Waldemar zu verbürgen. Wie sollte man dagegen in Wahrheit annehmen, daß der lebensfrische, kräftige Markgraf Waldemar wegen des angeblichen Gewissensstrupels sich zu einem stillen Buß- und Einsiedlerleben entschlossen hätte: er hätte ja ohne Schwierigkeit bei dem Papst Beruhigung und Verzeihung für seine Strupel erhalten und daher nicht zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen dürfen, welches seinem Charakter so ganz zuwider war. Eben so wenig aber hätte sich wohl der ächte Waldemar nach seiner Rückkehr so verhalten, wie es der falsche that. Jener hätte die Treue und den Gehorsam der Städte als sein Recht gefordert, nicht mit allerlei übertriebenen Gunstbezeugungen und leichtfertigen Länderabtretungen erbettelt. Von des alten Waldemar hohem Sinn und Geist war in dem neuen keine Spur zu entdecken, und deshalb besonders ist an seine Aechtheit nicht zu glauben. Seine Geschichte aber beweist, wie gesegnet das Andenken eines trefflichen Regenten ist.

Karl IV. und die letzten bairischen Markgrafen. Ludwig der Römer und Otto, welchen die Geschichte mit Recht den Finner oder den Faulen genannt hat (1352—1373), waren Brandenburgs letzte Markgrafen aus dem bairischen Hause der Wittelsbacher; schon hatte Karl IV., der schlaue und ehrgeizige Kaiser, aus dem böhmisch-luxemburgischen Hause, sein Auge auf die Marken, als eine wünschenswerthe Erwerbung für seine Hausmacht, geworfen. Der innere Zwist unter den bairischen Herzögen gab ihm die beste Gelegenheit, der Verwirklichung seiner Absichten näher zu treten.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1356) hatte Karl kurz vorher das berühmte Grundgesetz, die goldene Bulle, gegeben, durch welches zuerst die Stellung der deutschen Reichsfürsten geregelt wurde, um den bis dahin so häufigen Zerwürfnißen bei den Kaiserwahlen vorzubeugen. Die goldene Bulle (so genannt von der Kapsel, in welcher sich das angehängte Siegel befand) setzte fest, daß nur sieben Wahlfürsten des Reichs, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der König von Böhmen und der Markgraf von Brandenburg an der Wahl des Reichsoberhauptes Theil nehmen durften. Diesen Kurfürsten wurde zugleich die höchste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern, ohne Dazwischenkunft des Kaisers, das unbeschränkte Recht über die Bergwerke, das Münzrecht u. s. w., sowie der Rang vor allen übrigen Fürsten beigelegt. In öffentlichen Urkunden wurde von jetzt an der brandenburgische Reichsfürst fast immer der Kurfürst von Brandenburg genannt, im Volke aber blieb die Benennung als Markgraf noch lange die gebräuchliche.

Die Herzöge von Baiern fanden sich durch die goldene Bulle in vieler Beziehung benachtheiligt und zurückgesetzt und erhoben sich gegen Karl IV.;

aber ihr Vetter, der Kurfürst von Brandenburg, unterstützte sie nicht und sie vermochten den Kampf nicht lange fortzuführen. In dem Hause der Wittelsbacher selbst entstanden bald heftige Zwistigkeiten, indem der Herzog Stephan von Niederbayern sich auch Oberbayerns bemächtigte, welches eigentlich den Markgrafen Ludwig und Otto von Brandenburg gehörte. Dies benutzte Karl IV. mit gewohnter Arglist, um die Brandenburger Fürsten gegen ihre bairischen Vettern so weit aufzureizen, daß sie mit ihm und seinem luxemburgischen Hause eine Erbverbrüderung abschlossen. Sie erklärten darin, daß nach dem Tode der beiden Markgrafen und ihrer männlichen Nachkommen die Mark Brandenburg und die Lausitz an den ältesten Sohn des Kaisers, an den König Wenzel von Böhmen und an alle männlichen Nachkommen des Kaisers und seines Bruders Johann von Mähren fallen sollten. Schon wenige Monate darauf ließ Karl die märkischen Stände dem vierjährigen Wenzel die Erbhuldigung darbringen (1363).

Der Tod Ludwig's des Römers (1365) erleichterte dem Kaiser die Ausführung seiner Absichten; denn niemals hat auf dem brandenburgischen Thron ein unwürdigerer, schwächerer Fürst gesessen, als der jetzt allein zurückbleibende Otto, welcher, ohne Gefühl für Ehre und Pflicht, nur der Befriedigung roher Begierden lebte. Wiewohl er kaum neunzehn Jahre zählte, war doch seines Lebens Kraft schon durch völlerisches, wüstes Treiben erschöpft und sein schlaffes, träges Wesen ließ ihm die Regierungsjorgen als eine drückende Last erscheinen. Karl IV. hatte ihn daher leicht an sich ziehen können, indem er ihm seine noch sehr junge Tochter Elisabeth verlobte und ihm einen Brautchatz von 20,000 Schock großer Prager Pfennige in Aussicht stellte. Otto ließ es sich für eine so verlockende Mitgabe gern gefallen, daß er noch einmal für unmündig erklärt wurde, und führte fortan an des Kaisers Hofe ein läderliches Leben, während Karl IV. als sein Vormund die Regierung in der Mark übernahm und die Herzen der Einwohner durch alle Mittel der Klugheit und durch vielfache Gunstbezeugungen für sich zu gewinnen suchte. Otto mußte es auch geschehen lassen, daß der Kaiser ihm die eigentliche Verlobte später vorenthielt und statt der jüngeren Elisabeth, welche den Erzherzog Albrecht von Oesterreich heirathete, ihm die ältere Schwester Margarethe gab, welche schon zwölf Jahre mit einem Anderen verheirathet gewesen und weit älter war, als er selbst.

Zu spät endlich ermannte sich der elende Fürst, als Karl IV., um sich die Freundschaft der Herzöge von Pommern zu sichern, sich bereit zeigte, ihnen auf Kosten der Mark Brandenburg mehrere Landschaften der Uckermark zu überlassen. Die Herzöge von Baiern waren es, welche Otto jetzt auf die nur zu klaren Absichten Karl's aufmerksam machten und ihm zugleich ihre Hülfe anboten, um die Erbverbrüderung mit dem Luxemburger wieder aufzuheben. Der Pfalzgraf bei Rhein, der König Ludwig von Ungarn und Polen und der Dänenkönig Waldemar waren bereit, das Unternehmen zu unterstützen. Der junge Herzog Friedrich von Baiern rückte mit Hülfsstruppen in der Mark ein und Otto ließ demselben als seinem Nachfolger huldigen, indem er sich öffentlich von dem geschlossenen Erbvertrage mit dem Luxemburger los sagte (1371).

Karl IV. aber war nicht gewillt, die lang erstrebte Beute so leicht

fahren zu lassen. Mit einem zahlreichen Heere eilte er in die Marken, zwei Monate lang wütheten seine Schaaren mit Mord und Brand in dem schwer heimgesuchten Lande. Zwar vertheidigten sich die Märker so tapfer, daß er unvorbereiteter Sache wieder abziehen mußte, aber nachdem er durch Unterhandlungen mehrere Fürsten von dem Bunde mit Otto getrennt, sich selbst aber mit fast allen benachbarten Fürsten verbündet hatte, überzog er die Marken von Neuem mit Krieg. Otto suchte hinter den Mauern von Frankfurt Schutz, aber bald sank ihm der schwache Muth und als Flehender begab er sich in das kaiserliche Lager, um nur nicht Alles zu verlieren. Dem Kaiser konnte es nicht schwer werden, den unwürdigen Fürsten zur Verzichtleistung auf seine Regierung zu bestimmen, wenn er ihm nur die Mittel darbot, seine wüsten Schwelgereien fortzusetzen. Mit einem Jahrgelbe von 3000 Schock Prager Groschen ließ sich Otto die für ihn freilich sehr drückende Last der Regierung abkaufen und trat dem König Wenzel von Böhmen die Herrschaft in den Marken feierlich ab (1373). Er lebte seitdem in niedriger Lust auf einem Schlosse Wolfstein bei Landshut, wo er im Alter von zweiunddreißig Jahren starb.

So endete nach funfzigjähriger Dauer die Gewalt des bairischen Hauses in den Marken. Dieselbe hatte keinen Segen über das Land gebracht. Die Grenzen Brandenburgs waren verringert, die Einkünfte zersplittert, Sicherheit und Ordnung tief erschüttert. Und doch sollten nach einem kurzen Sonnenblicke noch dunklere Tage über das Land kommen, bis nach einer letzten und schweren Prüfung die gewaltige und glückliche Hand der Hohenzollern die Erfüllung der glorreichen vaterländischen Geschichte herbeizuführen begann.

6. Die luxemburgischen Markgrafen. (1373—1415.)

Karl's IV. landesväterliche Fürsorge. Karl IV. (1373—1378) hatte auf dem Wege arglistiger Schlaueit die Marken, die Lausitz und eben so Schlesien für sein Haus gewonnen. Wenn wir ihm für diese Art der Erwerbung unsere Achtung nimmer zollen können, so werden wir dagegen mit Anerkennung erfüllt, sobald wir den Blick auf die Art seiner Regierung in den neu erworbenen Ländern werfen. Da tritt uns sein ernstes Bestreben entgegen, sich in jeder Beziehung als ein Wohlthäter und Vater seiner Unterthanen zu bewähren.

Karl ist an Schärfe und Feinheit des Geistes, an vielseitiger Bildung und an klarer Beurtheilung der ihn umgebenden Verhältnisse den größten Fürsten gleichzustellen. Er war in den alten und neuen Sprachen bewandert und geübt, und ein Freund der Wissenschaften und Künste. Sein Streben, wiewohl vor Allem auf den eigenen Vortheil und die Vergrößerung seines Hauses gerichtet, entbehrte jedoch nicht einer gewissen Großartigkeit; denn es trieb ihn der bedeutende Gedanke, das deutsche Wahlreich durch Verhandlungen und Verträge in ein ungetheiltes, erbliches deutsches Königreich umzuschaffen, und schon hatte er zur Verwirklichung dieses Planes einen glücklichen Anfang gemacht. Aber die Länder, welche er in solcher Absicht vereinigt, wollte er nicht nur beherrschen, sondern zugleich beglücken, und in der That gelang es ihm, überall, wo er als Landesherr auftrat, Ordnung und Wohlfahrt

zu gründen, so daß sein Andenken unter den Bürgern seiner Staaten überall ein gesegnetes war. So war es in Böhmen gegangen, so sollte es nun in der Mark sich bewähren.

Wenzel, des Kaisers Sohn, der eigentliche Erbe der Marken, hatte noch lange nicht das Alter der Mündigkeit erreicht, und an seiner Statt ergriff Karl selbst die Leitung des neuerworbenen Kurfürstenthums. Vor Allem lag ihm daran, die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen zu einer dauernden zu machen, und nachdem er die Huldbigung für sich und seinen Sohn empfangen, berief er einen feierlichen Landtag nach Tangermünde, wo unter allgemeiner Zustimmung der Beschluß gefaßt wurde, die Mark Brandenburg „für ewige Zeiten“ mit der Krone Böhmens zu vereinigen. Sodann schloß Karl, um den äußeren Frieden zu sichern, ein Landfriedensbündniß mit Pomern, Mecklenburg und allen übrigen Nachbarn der Marken, löste viele verpfändete Landestheile wieder ein und setzte die Grenzen in guten Vertheilungszustand.

Nach diesen ersten Sorgen für die Sicherung seiner Macht wandte er seinen Blick auf die Wiederherstellung der Ordnung im Lande selbst. Bei der Schwäche der vorigen Regierung hatte sich das Unwesen der Raubritter in unerträglich Weise gesteigert: überall waren neue Raubburgen entstanden, von denen aus die Bürger der Städte und die Reisenden geplündert und gemißhandelt wurden. Karl verbot die Anlegung neuer solcher Burgen, vermehrte dagegen die Zahl der Landvögte, welche den Uebermuth und die Willkür der Raubritter zügeln mußten, und um seinen ernstesten Willen zur Wiederherstellung des inneren Friedens zu zeigen, hielt er mit einer großen Reiterchaar einen Umzug durch das Land und ließ überall, wo sich noch das alte Unwesen zeigen wollte, die räuberischen Ritter und ihre Genossen zur allgemeinen Warnung an Bäumen aufhängen. — Mit Strenge suchte er nicht minder die zerrüttete Rechtspflege wiederherzustellen, und führte in Tangermünde selbst den Vorsitz des Hofgerichts.

Tangermünde an der Elbe war das Hoflager des Fürsten, wo er eine stattliche Hofburg und eine prächtige Kapelle erbauen ließ; auch anderwärts wurden großartige Bauten unternommen, besonders um der verarmten Bevölkerung lohnende Beschäftigung zu geben. Tangermünde sollte nach seiner Absicht auch eine bedeutende Handelsstadt werden, der Stapelplatz für den ganzen Verkehr aus dem Innern des Landes nach der Nordsee, wie Frankfurt für die Ostsee. Um den Handel, welchem der kluge Fürst eine besondere Fürsorge widmete, zu höherer Blüthe zu erheben, lag ihm vor Allem auch an der Verbindung mit dem mächtigen norddeutschen Handelsbund, der Hansa, und er setzte sich deshalb in den freundschaftlichsten Verkehr mit Lübeck, dem Haupte des Bundes.

Einen merkwürdigen Beweis seiner landesväterlichen Sorge hat er auch in einem interessanten, auf seinen Befehl angefertigten Buche hinterlassen. Um nämlich den Zustand des Landes genau kennen zu lernen, die nöthigen Verbesserungen anordnen zu können und zugleich eine sichere Grundlage für die Erhebung der landesherrlichen Steuern zu haben, ließ er eine übersichtliche Nachweisung über sämmtliche Ortschaften und Grundstücke der Mark aufstellen, mit Angabe des Gerichtsherrn, der Anzahl der Hufen Landes, der darauf

lastenden Abgaben und Dienste, des Zustandes der Bebauung u. s. w. Dieses sogenante „Landbuch“ ist noch jetzt für den Geschichtsforscher sehr wichtig.

Leider aber sollten die Hoffnungen, welche seine landesväterliche Weisheit überall belebte, nur allzubald vernichtet werden; denn schon im Jahre 1378 raffte ihn ein vorzeitiger Tod dahin. Mit ihm versanken seine großartigen Pläne, mit ihm die kaum wieder gepflanzte Ordnung in dem verjüngten Lande, und je tiefer die Wohlthaten seiner Regierung empfunden worden, desto trauriger erschien die schwere Zeit, welche das Land nun wieder durchmachen sollte.

Karl IV. hatte, als sein Ende herannahte, seine Länder unter seine drei Söhne getheilt, und zwar so, daß Wenzel Böhmen und Schlesien, Johann die Lausitzen, Sigismund aber die Mark Brandenburg erhielt.

Sigismund (1378—1388 und 1411—1415). Jobst von Mähren (1388—1411). Brandenburgs Zerrüttung. — Sigismund war noch in jugendlichem Alter, trat aber die Regierung selbst an; er war von stattlicher, ritterlicher Gestalt, tapfer, geistreich und berebt, so daß ihm von vorn herein eine gewisse Zuneigung des Volkes nicht fehlen konnte; aber er verscherzte dieselbe durch sein leichtsinniges, verschwenderisches Leben und durch die Vernachlässigung des brandenburgischen Landes. Als künftiger Schwiegersohn des Königs Ludwig von Ungarn und Polen lebte er meistens an dessen Hof und kam nur ein Mal nach den Marken, welche er für gewöhnlich durch Statthalter verwalten ließ, die sich um des Landes Wohl wenig kümmerten. Kein Wunder, daß die kaum wieder hergestellte Sicherheit der Grenzen durch neuere Angriffe der Nachbarn, der innere Friede aber durch die wieder entfesselten Raubritter schlimmer als je beeinträchtigt wurde.

Sigismund war überdies durch die mannichfachen Fehden des luxemburgischen Hauses und besonders durch die Kriege, welche er um Ungarn zu führen hatte, in fortwährenden Geldnöthen. Die Mark Brandenburg schien er nur dazu benutzen zu wollen, sich aus diesen Verlegenheiten zu helfen, und da die Abgaben nicht hinreichten, seine immer erneuerten Bedürfnisse zu decken, so nahm er seine Zuflucht sehr bald zu einer Verpfändung des ganzen väterlichen Erbtheils. Zuerst widerstrebten die märkischen Stände einer solchen unwürdigen Behandlung des Landes, aber im Jahre 1388 mußten sie es zugeben, daß die gesammten Marken nebst der Kurwürde an Sigismund's Vettern, die Herzöge Jobst und Procopius von Mähren, gegen eine geringe Summe verpfändet wurden, mit der Bedingung, daß sie denselben nach einer bestimmten Frist (wahrscheinlich 12 Jahre) erb- und eigenthümlich gehören sollten, wenn Sigismund sie bis dahin nicht eingelöst hätte.

Durch diese Verpfändung wurde das unglückliche Land vollends an den Rand des Verberbens geführt; denn Herzog Jobst (1388—1411), welcher allein die Regierung übernahm, sah noch mehr als Sigismund die Mark bloß als eine Geldquelle an. Er selbst kam nur hin, wenn es galt, die für ihn gesammelten oder erpreßten Abgaben in Empfang zu nehmen, sonst überließ er das Land theils gewissenlosen, theils schwachen und unfähigen Statthaltern. Da erhoben denn nicht nur die Raubritter in den Marken selbst wieder kühn

und verwegem ihr Haupt, sondern auch die benachbarten Fürsten, die Herzöge von Pommern, Mecklenburg und Lüneburg, besonders aber der Erzbischof von Magdeburg, angelockt durch die Schwäche des kaum vertheidigten Landes, oder gereizt durch Raubzüge der märkischen Ritter, fielen raubend und plündernd in die Marken ein. Der Erzbischof von Magdeburg hatte an der Grenze des Havellandes eine Raubveste Mhlow erbaut, von wo aus er die Städte und Landschaften ringsum durch stete Raubzüge belästigte. Jobst's Statthalter, Ritter Lippold von Bredow, beschloß, diese Burg zu brechen, und führte ein ansehnliches Kriegsheer gegen dieselbe; aber er gerieth selbst in Gefangenschaft. Nun schloß der Erzbischof noch ein Bündniß mit dem Fürsten von Anhalt; vereint zogen dieselben plündernd und verwüstend in der Gegend von Brandenburg umher. Am schrecklichsten erging es der armen Stadt Rathenow; durch Verrath kam dieselbe in die Hände des Fürsten von Anhalt, welcher sein rohes Kriegsvolk ungezügelt rauben, morden und alle thierische Wuth und Leidenschaft üben ließ. Als die Bürger ihm schon den Hulbigungsseid geleistet, gebot er ihnen, die Panzer wieder anzulegen, um dem Erzbischof entgegen zu ziehen. Kaum aber hatten die wehrhaften Bürger die Stadt verlassen, so befahl der unmenschliche Fürst, die zurückgebliebenen Weiber, Greise und Kinder aus den Häusern und aus den Thoren der Stadt zu jagen, und so mußten die Unglücklichen, mitten im Winter, ohne alles Hab und Gut ihren Heerd verlassen und am Bettelstab in die Fremde wandern. Was in der Stadt noch zu plündern war, wurde fortgeschafft, die räuberischen Horden aber setzten sich dort fest, um von da aus das Land rings herum weiter zu verheeren.

Nachdem der Greuel nur allzuviel schon verübt worden, vereinigten sich die Städte der Mittelmark zu einem Schutzbündniß und vergaltten dem Erzbischof ihrerseits durch Einfälle in das Magdeburgische die Unbill, die sie von ihm erfahren hatten. Einen Augenblick schien es, als sollten die schwer Heimgesuchten bei einer kräftigen Obrigkeit selbst wieder Schutz erhalten, da der ehrenwerthe Markgraf Wilhelm von Meißn als Statthalter in den Marken eingesetzt wurde (1396). Er verband sich mit mehreren benachbarten Fürsten und besonders mit Lübeck und den übrigen Hansastädten, um die Raubburgen zu zerstören und die Sicherheit der Grenzen wieder herzustellen, aber nur zu bald legte er sein Amt nieder und an seine Stelle trat wieder Lippold von Bredow, kurz darauf dessen Schwiegersohn, Hans von Quizow (1400).

Die Quizows. — Der Name der Quizows ist einer der verrufensten in der brandenburgischen Geschichte; denn in jener Zeit der Schmach und der Zerrüttung war es vor allen andern Geschlechtern das der Quizows, auf welches das Volk mit Zittern und Schrecken blicken mußte. Unter allen Raubrittern waren keine so verwegem, wie diese, keine übten das Raubhandwerk in so großem Maßstabe aus. Die beiden Brüder Hans und Dietrich von Quizow waren die Söhne eines geachteten Ritters Kuno von Quizow auf Quizhövel in der Priegnitz. Hans heirathete die Tochter des Statthalters Lippold von Bredow und erhielt dabei die Burg Plaue bei Brandenburg, bald darauf das Statthalteramt. Er, wie sein Bruder Dietrich, war von wildem, rohem Wesen, ein Feind ruhigen, friedlichen Lebens, ein Verächter der Bürger und Bauern und zu jeder Gewaltthat bereit, um seine Macht und seinen Reichthum zu vermehren. Seine Landesverwaltung begann er damit,

daß er im Bunde mit den magdeburgischen Raubrittern in die Feldmarken der Stadt Brandenburg einfiel und große Viehheerden räuberisch forttrieb. Als das Land über eine solche Statthalterchaft bei Jobst Klage führte, kam dieser nach der Mark, setzte Hans von Quitzow ab und machte an seiner Statt die Herzöge von Mecklenburg zu Landeshauptleuten. Da verbanden sich die Quitzows mit den Herzögen von Pommern und den Grafen von Ruppin und begannen ungehindert neue Raubzüge in den Marken. Im Sturme wurde die Stadt Straußberg erobert, ein Theil der Bürgerschaft daraus vertrieben und bis in die Nähe von Berlin verbreiteten die räuberischen Schaaren Schrecken und Jammer. Auch die magdeburgischen Ritter fielen wiederum in das Land ein, aber ein tapferer Ritter, von Mantuffel, stellte sich an die Spitze der Bürger Brandenburgs und schlug sie nach blutigem Kampfe aus dem Lande heraus. Um dem verwegenen Treiben der Quitzows Einhalt zu thun, ernannte Jobst den Grafen Günther von Schwarzburg, einen ehrenwerthen, wohlgesinnten Mann, zum Statthalter, aber die Quitzows gaben demselben von vorn herein auf die frechste Weise zu verstehen, wie wenig sie sich vor ihm fürchteten; denn als der neue Statthalter eben heranzog und bei Tangermünde über die Elbe setzte, erwartete ihn Dietrich mit einer Raubschaar in einem Versteck, nahm ihm vor seinen eigenen Augen sein ganzes Gepäck fort und ritt höhnlachend davon. Als Günther sein undankbares Amt, in welchem ihn Jobst nicht unterstützte, bald darauf wieder niedergelegt hatte, waren die Quitzows und ihre übermüthigen Genossen vollends die Herren im Lande. Ungehindert zogen sie mit ihren Schaaren umher, plünderten und brandschatzten Alle, welche sich nicht mit ihnen durch freiwillige Geldopfer abfinden wollten. Viele Städte demüthigten sich ohne Widerstand unter ihrer Herrschaft und thaten ihnen sogar alle Ehre an. In Berlin gab man ihnen große Festlichkeiten, wobei, wie eine Chronik erzählt, „köstlicher Wein, allerlei Saitenspiel, und was dergleichen mehr zur Freude und Fröhlichkeit dienen möge, gewesen. Abends geleitete man die Gäste mit Laternen, Fackeln, Gesängen und anderen Freudenbezeugungen nach Hause.“ Natürlich mußten die Städte ihren in solcher Art verehrten Freunden und Beschützern außer den Schmausereien auch reiche Geldgeschenke machen. — Soweit ging der Uebermuth der Quitzows, daß, als Herzog Jobst wieder einmal selbst in der Mark war und den Herzog Johann von Mecklenburg unter sicherem Geleit auf sein Fürstenthum nach Berlin kommen ließ, die Ritter Hans und Dietrich denselben bei Liebenwalde überfielen und gefangen nach ihrem Schlosse Plaue schleppten. Jobst war so ehrvergessen, daß er, statt sie dafür zu züchtigen, die Beute mit ihnen theilte. Die Quitzows wußten seine ewige Geldnoth zu benutzen und durch Bewilligung reichlicher Abgaben von ihrem räuberischen Verdienste seine Gunst zu gewinnen, so daß sie seinethalben ungestört ihr Unwesen fortreiben konnten. Herzog Johann von Mecklenburg versuchte nun mit Hülfe eines Bäckers von Brandenburg aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen. Schon war er über das Eis der Havel gegangen. Aber Hans von Quitzow entdeckte die Flucht, ließ eiligst seine Leute zu Pferde steigen und jagte mit ihnen und den losgemachten Hunden der Spur des Flüchtlings nach, den sie vor Frost halb erstarrt in den Kerker zurückbrachten. Die Bürger von Brandenburg hatten versucht, sich den wilden Schaaren entgegenzusetzen, aber Hans

fiel über sie her: mehrere wurden erschlagen, eine große Anzahl gefangen fortgeführt und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben. Erst als Hans von Quitzow selbst bei einem neuen Raubzuge in die Hände der Mecklenburger gefallen war, erhielt um den Preis seiner Loslassung auch Herzog Johann die Freiheit wieder. Im ganzen Lande schalteten die Quitzows mit verwegener Willkür. Niemand wagte mehr ihnen entgegenzutreten; von ihren vier und zwanzig Burgen aus hielten sie Alles in Furcht und Gehorsam. Nicht nur zahlreiche Städte und Adelsfamilien der Mark, sondern selbst in den benachbarten Ländern zahlten ihnen reiche Abgaben, um vor ihren Anfällen gesichert zu sein.

Die Noth der unglücklichen Mark war aufs Höchste gestiegen; überall zeigten die Städte und Fluren die traurigen Wahrzeichen der langen Verwüstung. Ganze Dörfer lagen zerstört da, die Felder unbebaut, weil man das Vertrauen nicht hegen konnte, die Früchte der Arbeit reifen zu sehen, ohne daß die Rösse der wilden Raubritter sie zerträten. Zugleich übte dieser rechtlose Zustand den traurigsten Einfluß auf die allgemeinen Sitten. Da die Hohen und Vornehmen das Beispiel der Rohheit, der Ungerechtigkeit und der Gottlosigkeit gaben, so ging nur allzusehr auch aller bessere Sinn im ganzen Volke unter. Sittenlosigkeit und lüderliches Leben griffen um sich, und selbst die Schüler zogen unter dem Namen „Bacchanter“ mit wildem Treiben im Land umher. Die Geistlichkeit that solcher Versunkenheit keinen Einhalt; wie hätte dies auch geschehen können, da der Oberhirt selbst, der magdeburgische Erzbischof, es nicht verschmähte, in Gemeinschaft mit den Quitzows seinen eigenen Untergebenen, den Bischof von Brandenburg, zu befehlen!

Erst nach Jobst's Tode sollten die tief zerrütteten Marken durch einen kräftigen Mann Hilfe finden, welcher jetzt das Ruder der Verwaltung in die Hände nahm. Markgraf Jobst starb im Jahre 1411. Sigismund, der inzwischen Kaiser von Deutschland geworden war, nahm die Marken wieder für sich in Besitz, und zu ihrer Regierung sandte er den Ständen, wie er sich ausdrückte, „einen seiner treuesten und weisesten Rätthe, der an seiner Statt das Land in Ruhe und Ordnung bringen würde.“

Dieser Friedensbote war **Friedrich aus dem Hause Hohenzollern, Burggraf zu Nürnberg**. Nach langer Zeit trüben und kalten Nebels steigt die Sonne der Hohenzollern an Brandenburgs Horizont auf, an deren Strahlen das viel geprüfte Land schnell erwärmen und mit verjüngter Kraft der Erfüllung seiner großen Bestimmung entgegengehen sollte.